

Herausgeber: L. Engel.

IX. Jahrgang. | Mai 1902. | — No. 5. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Infolge neuester Archivstudien und dadurch aufgefundener Schriften sind wir genötigt, die bisherigen Artikel zu unterbrechen, um keinerlei lückenhafte Berichte zu veröffentlichen.

Die Redaktion des Wort.

Die Sünde.

Betrachtungen von Br. Hademund.

s giebt wohl keine Religionsgenossenschaft, die den Begriff »Sünde« nicht definiert hätte; doch alle Definitionen, n bisher gelesen habe, scheinen mir unvollkommen oder unrichtig.

s ist Sünde? — Die allgemeine Antwort darauf lautet: bertreten eines göttlichen Gebotes.« — Leute, denen agen der zehn Gebote genügt, um »selig« zu werden, h auch mit dieser Erklärung ab, doch die Zahl derer r geringer.

aheliegendste Frage ist: »Was ist ein göttliches Etwa die Grundsätze, die ein Religionsstifter aufn wäre Sünde ein sehr relativer Begriff, denn was gion erlaubt, verbietet die andere; z. B. Bigamie

ist uns Christen verboten, während sie Muhammed erlaubt — ja noch mehr, was eine Religion verbietet, erhebt eine andere gerade zum Kultus! Und doch sind wir Kinder eines Vaters, streben nach demselben Ziele, und jede Religion verfolgt den Zweck, ihre Anhänger zum Lichte zu führen. Soll ich eine Handlung verabscheuen, weil sie mein Religionsstifter verbat, während sie einem anderen erlaubt ist? Das klingt wie Zurücksetzung des einen, Bevorzugung des anderen, kann also nicht richtig sein.

Die meisten Religionen sagen: »Du sollst nicht töten« — und doch billigen sie den Krieg, verherrlichen sogar in ihren Liedern die tapferen Kämpfer und Helden.

Huss wurde als grosser Sünder, als Ketzer verbrannt, während ihn Tausende gleich einem Heiligen verehrten. Luther wurde verfolgt, während viele stolz darauf waren, sich zu seinen Anhängern zählen zu dürfen. Wer hat nun recht? —

Sünde ist die Übertretung eines göttlichen Gebotes. Ist, wie wir überzeugt sind, Gott in uns, so sind auch seine Gebote in uns, sie sind das gute Prinzip, die Stimme, die uns rät, Gutes zu thun. Diese Stimme gleicht dem Kapitän eines Schiffes, der von der Kommandobrücke seine Befehle erteilt, die ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Ausführung seiner Befehle gleichen dem menschlichen Willen, die Bewegung des Schiffes der menschlichen That. Scheitert nun das Schiff, weil eines der erwähnten Mittel versagt, so ist nicht der Befehl des Kapitäns an dem Scheitern schuldtragend, also — der Wert des Menschen ist nicht nach seinen Handlungen zu bemessen, sondern nach der Absicht, die denselben zu Grunde liegt. Mag man nun in welcher Weise man wolle die Schlüsse weiter ziehen, das Facit bleibt dasselbe: Die Willensschwäche eines Individuums ist die Ursache seiner schlechten Handlungen, also Willensschwäche ist Sünde. Giebt es nur einen Gott, was von uns niemand bestreitet, und ist diese Gottheit das gute Prinzip in uns, so muss sie sich wohl nicht in gleichem Masse, aber unbedingt in gleicher Weise äussern; je nach der Stärke des individuellen Willens entstehen dann gute oder schlechte Thaten. Willst du also ein guter Mensch werden, so musst du trachten, dass dein Wille keinem Einflusse unterworfen, fest und unbeugsam nur die Herrschaft deines guten Ichs, deines Gottes anerkennt. — Hat das Schiff ein gutes Steuer, gute Maschinen, kann jeder Befehl des Kapitäns gut befolgt werden, dann kann sich das Schiff (Mensch) getrost in die See (Leben) wagen, ohne einen Unfall (Sünde) befürchten zu müssen; es wird, jeder Gefahr trotzend, sicher im Bestimmungshafen (Glück) einlaufen.

Also nicht die Beichte, nicht das verständnislose Hersagen schöner Sprüche bietet dir Schutz vor der Sünde, sondern deine Willensstärke, die auch das sicherste Mittel zur Erlangung

des höchsten Glücks ist. Mit Recht kannst du daher sagen, ich will nicht in den Himmel kommen, sondern ich will, dass der Himmel in mich komme.

Biographia Antiqua.

Von F. W. Krippner.

I. Betrachtungen über das Buch der Weisheit.

Das Buch, welches unter dem Namen der Weisheit schlechthin oder der Weisheit Salomons bekannt ist, gehört unter die schätzbarsten Denkmale des apokryphischen Altertums der Juden und ist als ein Specimen Philosophiae Judaicae in mehr als einer Hinsicht merkwürdig.*)

Aus diesem Buche erkennt man insbesondere das System eines aufgeklärten, im Denken und Schreiben geübten Juden und sein Verhältnis gegen fremde, damals herrschende Systeme von Religionen und Philosophien, die der Verfasser recht gut kannte, weil er in Ägypten und wahrscheinlich zu Alexandrien lebte, woselbst sich in den Jahrhunderten vor und nach Christi alle Arten merkwürdiger Kenntnisse vereinigten.

Sein Hauptaugenmerk scheint auf den damaligen Zustand seiner Nation gerichtet und zwar in einem Lande, das sich von jeher feindselig gegen die Abrahamiten bewiesen hatte und besonders damals Regenten und öffentliche Sachverwalter nährte, von welchen die Juden zum Teil hart bedrückt sein mochten.

Er schildert dieselben als irreligiöse Despoten, als wollüstige und grausame Diener der Ungerechtigkeit, deren Ausschweifungen und Zügellosigkeiten er nicht besser beschämen zu können glaubt, als dass er ihnen unter der Person Salomos, als des weisesten Königs, solche Lehren giebt, wonach seiner Meinung zufolge die wahre Weisheit eines öffentlichen Sachverwalters und des Menschen überhaupt geschätzt und beurteilt werden müsse.

Diese Weisheit beruht auf dem Glauben und der thätigen Verehrung eines einzigen allerhöchsten Gottes, der alle Dinge gut und zu weisen Absichten geschaffen habe, der alles erhalte und zu seinen Endzwecken lenke, und der als unumschränkter

*) Kleuker, Salomonische Denkwürdigkeiten.

Oberherr und Eigentümer alles dessen, was ist, der vollkommenste Richter und Vergelter alles Guten und Bösen sein werde.

Da nun diese Wahrheiten eines religiösen Glaubens besonders von denjenigen ganz aus den Augen gesetzt wurden, welche aus Liebe zur Wollust und zu ausschweifenden Grausamkeiten alles, was Gottheit, Vorsehung und künftiges Leben heisst, leugneten, und auf der anderen Seite durch die Ungereimtheiten des abgöttischen und vielgöttischen Aberglaubens ganz entstellt und verdunkelt wurden, so schildert der Verfasser die entgegengesetzten Systeme des praktischen und theoretischen Unglaubens sowohl als des religiösen Aberglaubens auf eine treffende und hier und da sehr meisterhafte Weise.

Weil dieses Buch viele gemeinnützige Wahrheiten und manche treffende Beschreibungen enthält, die man in wenig alten Schriften besser und vielleicht in keiner so gut wie hier findet, und weil es überhaupt reich an guten Gedanken und richtigen Bemerkungen ist, so hat es daher auch zu allen Zeiten nicht wenig Liebhaber und Lobredner gefunden.

Der berühmte Pascal wurde von diesem Buche, als er es zum erstenmal mit Nachdenken las, so entzückt, dass er es jedem seiner Freunde als die wichtigste Lektüre empfahl. Johann Gregorius nennt es ein ganz unvergleichliches und A. Fabricius ein goldenes Buch.

Das wahre Zeitalter und der eigentliche Verfasser desselben lassen sich nicht mit Gewissheit angeben. Wenn einige aus der römischen Kirche es dem König Salomo beilegen, so kann man ihnen dieses verzeihen, weil sie das kanonische Ansehen, in welchem dieses Buch bei ihnen steht, dadurch am sichersten behaupten zu können glauben.

Es hat selbst nicht an Protestanten gefehlt, welche derselben Meinung waren, so viele Dinge auch darin vorkommen, die sehr deutlich auf ein späteres als das Salomonische Zeitalter führen, ohne des übrigen zu gedenken, warum diese Meinung verwerflich ist.

Nach dem Urteile des Frabricius hatte der Verfasser nicht einmal die Absicht, ein Buch dieses Namens dem Salomo unterzuschieben oder seine Leser glauben zu machen, dass sie etwas Salomonisches lesen, sondern er will ihn lieber mit Salvianus vergleichen, der unter dem Namen des Timotheus, eines Schülers Pauli, schrieb.

Andere nehmen einen gewissen Philo zum Verfasser an, entweder den Alexandrinischen, der sich als ein Anhänger der platonischen Philosophie im ersten Jahrhundert berühmt gemacht hat, oder einen älteren sogenannten Philo Presbyter. Von diesem letzteren ist alles ungewiss, jener aber kann wohl

nicht gut der Verfasser einer Schrift sein, die in Sprache und Vorstellungsart ganz verschieden ist von dem, was die Schriften des bekannten Philo zu Alexandrien zeigen.

Grotius schreibt das Buch einem unbekannten Juden zu, der später als Esra, aber früher als Simeon der Fürst und Hohepriester gelebt habe.

So wenig dieses letztere bloss dadurch erweislich ist, weil das Buch der Weisheit dem Buche Sirach vorgesetzt wird, eben so unerwiesen scheint auch das, was Grotius gleichfalls annimmt, dass unser Buch anfangs zwar hebräisch geschrieben, aber von einem Christen ins Griechische übersetzt sei, weil die Sprache hier und da zu sehr nach dem Neuen Testamente schmecke, welches man doch so gradezu nicht behaupten kann. Warum sollte ein ägyptischer Jude nach der Gefangenschaft nicht auch griechisch schreiben können, so gut als der Übersetzer des Buches Sirach?

Und warum sollte das, was Grotius für Redensarten des Neuen Testamentes hält, diesem Buche nicht ursprünglich und aus demselben nicht vielmehr ins Neue Testament übertragen sein können?

Ohne uns länger bei ungewissen Mutmassungen aufzuhalten, wollen wir lieber sehen, wie viel sich aus dem Inhalte und der Schreibart des Buches selbst über das Zeitalter und den Charakter des Verfassers mit Wahrscheinlichkeit schliessen lässt.

Dass der Verfasser als Jude und im Geiste des echten Judentums geschrieben hat, aber zu einer Zeit, da die Aufgeklärtesten dieser Nation mit der Philosophie, den Religionen und Mysterien fremder Völker, besonders der Ägypter und Griechen bekannt waren und sein konnten, wird jedem Kenner des Altertums beim Lesen dieses Buches einleuchten.

Überhaupt findet man darin nichts, was notwendig ein Christ geschrieben haben müsste und für einen aufgeklärten Juden in den Jahrhunderten nach der Gefangenschaft zu gut oder zu schlecht wäre.

Als ein echter Jude redet er von dem einzig wahren Gotte im Gegensatz der Abgötterei und Vielgötterei, und von den ausserordentlichen Wohlthaten, deren das jüdische Volk vor allen anderen gewürdigt worden, aber als ein Jude, der nicht in Palästina, sondern höchst wahrscheinlich in Ägypten lebte und mit den Systemen der heidnischen Philosophie, den Mysterien und anderen heiligen Gebräuchen und Festen, die damals herrschend waren, bekannt war.

Als ein ägyptischer Jude konnte er nicht nur griechisch schreiben, sondern ihm konnte auch alles dasjenige geläufig sein, woraus Fabricius schliesst, dass der Verfasser lange nach Salomo gelebt haben müsse. Der Stil dieses Buches hat wirk-

lich, ungeachtet mancher Hebraismen, sehr merkliche Vorzüge vor allen Schriften hellenistischer Juden.

Der Verfasser drückt das, was seine eigenen Ideen sind, mit einer Feinheit, Zierlichkeit und Bedeutsamkeit aus, dass man deutlich sieht, er hatte die Sprache in seiner Gewalt, worin er schreiben wollte. Wäre das Buch aber ursprünglich hebräisch geschrieben, so würde eben diese Geschicklichkeit in der Schreibart von seinem Übersetzer gelten, welchen Js. Vossius im Philo Presbyter vermutet.

Indessen glaubhaft ist es nicht, dass der griechische Text, so wie wir ihn jetzt haben, als eine eigentliche Übersetzung aus dem Hebräischen betrachtet werden kann, wie wir in einigen Anmerkungen gleich sehen werden. Man hat auch nie Spuren von einem hebräischen Grundtexte dieses Buches gefunden.

Hieronymus versichert wenigstens, er habe nichts dergleichen entdecken können, obwohl er fast alle anderen apokryphischen Stücke auffand.

Was einige Juden von einer chaldäischen Übersetzung reden, scheint, wie bereits Fabricius mutmasst, nichts anderes als die syrische in der englischen Polyplotte abgedruckte zu sein, die von einem Juden für chaldäisch gehalten werden konnte, sobald sie ohne Punkte und mit hebräischen Buchstaben geschrieben war.

Was der Verfasser von der Gottheit sagt und dem Geiste derselben, dessen der ganze Weltkreis voll sei und der gleich einem göttlichen Äther alle Wesen durchdringe und beseele, gründet sich zum Teil auf die heiligen Bücher seiner Nation, enthält aber schon gewisse Nebenideen, die auf ein anderweitiges philosophisches System anspielen, mit welchem nicht nur der Kabbalismus verwandt, sondern woraus selbst die Idee der Stoiker von einem göttlichen Allgeiste, der das ganze Universum durchdringe, entstanden ist.

Der Verfasser lebte um eine Zeit, wo er sich gedrungen fühlte, mit Nachdruck zu behaupten, dass Gott nicht der Urheber des Bösen in der Welt sei, sondern dass alles, was von ihm geschaffen worden, in seinem Ursprunge gut und zu weisen Absichten vorhanden sei.

Er lebte um eine Zeit, da das epykurische und sadducäische System des Materialismus und des Nichts nach dem Tode unter den Grossen und Mächtigen seines Landes sehr herrschend gewesen sein muss.

Er zeichnet dasselbe nicht nur sehr meisterhaft, sondern berührt auch verschiedene der subtilsten Fragen und Meinungen über die Natur der menschlichen Seele.

Eine der beliebtesten Anschauungen war, dass die Seele weiter nichts, als ein wenig L e b e n s l u f t oder Ä t h e r sei, der

im Tode verfliege, so dass es lächerlich sei, an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode zu denken, zumal noch nie ein Mensch aus dem Reiche der Toten zurückgekommen sei. Nicht weniger treffend beschreibt er die praktischen Grundsätze und Maximen, die jene Leute aus ihrem Systeme herleiteten, es sind dieselben, die man im Lucrez und Horaz findet, dagegen verteidigt der Verfasser mit vollem Nachdruck die Lehren von einer unsterblichen Fortdauer des Menschen und einer allgemeinen Vergeltung des Guten und Bösen nach diesem Leben.

Auch lebte er um eine Zeit, da es bereits eine Art von Asketen, wie Philos Therapeuten, in Ägypten gab, nach deren Grundsätzen es kein grosser Segen war, viele Kinder zu haben, so sehr die Juden ehemals und die Gemeinden auch noch damals auf viele Kinder hielten. Zu einer Zeit, da die Juden unter dem Drucke eines fremden Volkes lebten und unter solchen Umständen, die es natürlich machten, in Lehren seinen Trost zu finden, die darauf hinausgingen, dass ein heiliges Leben, wodurch man der Gottheit nahe komme, ein viel grösseres Glück, als der fruchtbarste Ehestand, und Weisheit des Lebens das wahre graue Haar sei.

Daher auch das ausgesuchteste Lob einer Weisheit mit den allerhöchsten Attributen, wodurch der Mensch zur Gemeinschaft mit Gott komme, von der Gottheit, gleich den Propheten, angezogen werde, ein ewiges Wesen erlange, die reinste Freude des Geistes empfinde, und seine Seele gleichsam beflügele, die sonst durch die schwere Hülle des sterblichen Leibes so tief niedergedrückt werde, dass sie ihre wahre Freiheit nicht entfalten kann.

Zu einer Zeit und in einem Lande endlich muss der Verfasser gelebt haben, da man mit der Weisheit sehr mysteriös that, sie lieber verheimlichen, als dem gemeinen Lichte blossstellen wollte, wogegen sich der Verfasser mit Nachdruck erklärt (Kap. 6), wo man Mysterien feierte, in welchen man auch Feuer, Wasser, Äther, Luft, Wind, Sterne und Himmelslichter für göttliche Naturen und für die wahren Prytanen oder Regenten der Welt hielt.

Diese und ähnliche Umstände zusammengenommen, machen höchst wahrscheinlich, dass der Verfasser dieses Buches in Ägypten und wahrscheinlich unter einem der Ptolomäer gelebt hat.

Das vierte Gebot.

Betrachtet von Peter Christoph Martens.

Das vierte Gebot, welches lautet:

»Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden!«

steht auf der Grenze und wird von manchen zur ersten, von anderen zur zweiten Tafel gezählt.

Es schärft Pflichten ein gegen Personen, die in gewisser Hinsicht mehr oder minder zwischen Gott und denen stehen, denen das Gebot gilt, wie es in der Schrift auch begründet wird.

Dies sind vor allem die Eltern: Vater und Mutter, die uns das Leben übermittelten, uns hegten, pflegten und erzogen. — Darnach sind es ihre Gehilfen: Erzieher und Lehrer. — Später kommen noch hinzu die geistlichen Führer und die Obrigkeit.

Dieser ganze Kreis ist einbeschlossen. Und wenn das Tafelgesetz auch nur die leiblichen Eltern erwähnt, so finden wir überall in den heiligen Schriften doch auch Gebote auf die anderen, oberwähnten Personen bezüglich.

Wie das erste hat auch das vierte Gebot Verheissung und Drohung: »Auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest«; »Wer Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben« (2. Mos. 20, 12; 5. Mos. 5, 16; 2. Mos. 21, 17).

Die Pflichten gegen die Eltern umfassen nach dem Gebotstext Ehrerbietung, nach Luthers Erklärung ausserdem Dienen, Gehorchen, Lieb- und Werthalten.

Die Ehrerbietung erwächst aus der Wertschätzung. Eine Wertschätzung könnte aber nicht entstehen, wenn deren Wurzel: die Liebe nicht wäre.

Die Liebe, das Lebensfluidum aus der Quelle des Lebens, aus dem Leben selbst, aus Gott, ist die Wurzel, aus der der Stamm Wertschätzung erwächst, dessen Zweig die Blätter des Dienens und die Früchte des Gehorchens trägt.

Die Liebe Gottes strahlt aus in die Eltern, von den Eltern in die Kinder und von allen dreien hin und her, das Leben webend von Gott, in Gott, zu Gott. Ohne Liebe in diesem Kreise ist keine Gebotserfüllung, kein Segen, kein Gedeihen. Die Liebe ist hier des Gesetzes Quell und Erfüllung.

Hat das Kind erst erlebt, gefühlt und endlich erkannt die Liebe der Eltern, so wird es sie auch gleichzeitig wertschätzen gelernt haben, als Träger eines göttlichen Liebesstrahles und Gottes Mittler, Wohlthäter gegen das Kind.

Die Wertschätzung wird es zwingen, den Eltern wieder zu dienen und ihnen möglichst auch zu nützen. Dies kann u. a. dadurch geschehen, dass das Kind mitarbeitet zum Unter-

halt, die Eltern in Krankheit und Alter pflegt, durch sein gutes Betragen ihnen Freude macht und besonders dadurch auch fördernd auf ihr Leben in Gott einwirkt. — (Es geschieht diese fördernde Einwirkung ohne gewollte Aktivität dazu. Ein Kind, das gewollt in äusserlicher Weise auf die Eltern erziehend einwirken wollte, würde fehlgehen.)

Dem Dienen soll das Gehorchen sich zugesellen. Das Kind soll »horchen« auf das Wort, achten auf den Wink der Eltern, also gern und willig, in freundlicher Weise dienen, wie es, wenn göttliche Liebe in ihm ist, nur dienen kann; denn die Liebe durchstrahlt es ganz und gar, glänzt in seinem Gesichte, macht die Bewegung seiner Hände schicklich und seine Füsse flink.

Eltern, Erzieher und Obrigkeit haben auch ihre Pflichten gegen die Kinder, Schüler und Untergebenen, welche nicht minder wichtig sind. Jesus sagt in dieser Hinsicht u. a.: »Wer ärgert dieser Geringsten einen, dem wäre besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, wo es am tiefsten ist« (Matth. 18, 6), und die Apostel, besonders auch Paulus, schärfen allen Ständen ihre Pflichten ein, die der Evangelist Johannes wieder auf die Liebe begründet.

Trägheit.

Ein Hindernis am Fortschritt zur Vollkommenheit.

(Schluss.)

So auch die Lebenslust, die Freude, die Trauer, die Mutlosigkeit und als Folge die Geknicktheit ist Wirkung eines Willens, was der Mensch will, das wird er, was er denkt, das ist er. Der Wille ist Kraft und die Grundlage alles Wollens ist ein Gedanke und eine Vorstellung.

Der Mensch denkt, er stellt sich das Gedachte vor, will es in That umsetzen (verkörpern), dem Gedachten eine Form geben und diese Form fällt so aus, wie man sich eine Sache vorstellte. Und nun geschieht es, dass der Mensch oft unzufrieden ist, wenn das Geschaffene fertig vor ihm steht! — Warum?

Unzufriedenheit gebiert Leid und Weh, denn die Ursache ist Unvollkommenheit.

Wo Unzufriedenheit bei einem Werke entsteht, hat sich bei der Vollbringung gewiss ein Fehler gezeigt, ein Fehler, der entstehen musste, weil man jenen Punkt unberücksichtigt liess. Die Vorstellung war unvollkommen, die That voreilig. Man trägt selbst die Schuld daran, wer das erkennt, wird sich trösten, wird daran lernen all das zu verbessern, was noch verbesserungsfähig ist.

Hat man Fehler vorausgesehen, dann wird man über fehlerhafte Werke nicht unzufrieden, — daraus kann aber Leichtsinn entstehen, wenn man solche Fehler nicht verbessern will.

Warum also ist der Mensch unzufrieden? Weil in ihm Sehnsucht nach Vollkommenheit ruht und weil der rechte Weg noch nicht gefunden. Ohne solch göttlichen Kern würde kein Streben sein.

Ganz recht, meint mancher, aber es giebt auch Unzufriedenheit, die nicht davon herrührt, z. B. wer unzufrieden ist, weil er nicht das grosse Los gewann.

Nun, jener Mensch hatte dann zu bestimmt darauf gerechnet und einen grossen Fehler begangen, weil er nicht beachtete, dass auf dasselbe Los Hunderte mit derselben Bestimmtheit rechneten, es kann aber nur Einer erhalten, dies ist demnach, wie man sagt, ein Glückszustand. Solch Unzufriedener hat nicht bedacht, dass er ein Glücksspiel wagt, wo es heisst: entweder gewinnen oder verlieren, er hat nicht an dies entweder, oder gedacht, also daran, dass er auch alles verlieren kann.

Ganz anders ist es, wo bei einem ehrlichen Werk die verwendete Kraft und Fähigkeit, sowie die gute Idee ein »Gelingen« voraussetzt, schon darum Zufriedenheit eher garantierend, weil es derjenige, in dem die Idee liegt, auch selbst ausführt oder überwacht, denn »in ihm« allein (in seinem Geiste) ruht der ganze Plan.

Ist es nicht auch der Wunsch, sein Dasein zu verbessern, zu vervollkommnen, der so viele zum Lotteriespiel treibt? Nur ist solcher Plan fehlerhaft, weil jedermann ganz verschiedene Ansichten über Glück oder sorgenloses Dasein hat. — Sorgen wird es deshalb geben, weil es immer Arbeit giebt, Ruhe ist Stillstand (Vernichtung).

Wer sein Glück durch äussere Mittel zu finden glaubt, etwa durch Besitz einer Villa, einer Equipage oder ähnlichem, begeht auch einen Fehler, — denn jeder Gegenstand ist eine tote Form, die nur durch den belebt wird, in dessen Kopfe solcher Plan dazu ruht.

Dass ein Glück auf skizzierte Weise nicht erreichbar ist, zeigt sich schon dadurch, dass die Gegenstände »Ideen vieler

anderer« sind, die man meist selbst nicht billigt. — Die Idee macht aber das Glück aus und für denjenigen, »in welchem« dieselbe geboren wird. Wer Glück sucht, kann es nur in seinen Ideen suchen, zumal wenn er dieselben selbst verwirklicht.

Aber auch hier ist zu berücksichtigen, dass nach Verwirklichung einer Idee immer wieder eine andere sich einstellt. Warum nun entstehen immer neue Ideen? — Wenn jeder den Wunsch hat »glücklich« zu werden, müsste doch diese eine Idee sein vollständiges Glück ausmachen.

Jeder Mensch, der mehr als eine Ideal-Idee bearbeitet und von neuem gebiert, beweist Unklarheit über das Erreichen des Glückes; darum, weil er im Dunkeln tappt, wird er ungestüm und unzufrieden. Er hat die ersehnte Vollkommenheit nicht erreicht. — So arbeitet also jedermann, alle Welt an der Erreichung der Vollkommenheit, wie ein einziger Mensch, und jeder einzelne ist dabei »ein Glied« dieses Weltkörpers.

Schauen wir um uns, — dort und da entstehen irgendwelche Spekulationsbauten, ohne den Willen: »seinen Mitmenschen damit zu dienen«; plötzlich kracht die Firma finanziell zusammen und — die Gebäude dienen anderen Zwecken, anderen Menschen.

Da ist ein Kaufmann, der keinem rechtlichen armen Manne leihen will, er will nur seiner Selbstsucht leben, es kommen Kunden in Fülle, im Anfang bezahlen sie, sie haben ein feines Wesen »an sich«, aber ein falsches Trachten »in sich«, — und — sie machen Schulden, betrügen den Kaufmann, somit erhielten sie bestellte Waren eigentlich gratis. — So hatte jener Kaufman trotz seines Egoismus' doch für andere gesorgt, nur für Unwürdige, er hatte auf das Äussere gesehen, sich getäuscht, — er erntete was er gesät hatte. Es ist nicht alles so rosig wie es scheint.

Aber waren jene Betrüger wirklich Unwürdige, d. h. suchten sie nicht auch ihr Glück? Allerdings ebenfalls auf falschem Wege, den auch viele gehen, die man sonst für gerecht hält. — Sie irrten! Wer da frei davon ist, der werfe also den ersten Stein auf sie! — Streben thun alle, — die gemachten Fehler predigen eine gewaltige Sprache den Irrenden.

So arbeitet alles thatsächlich nicht für sich allein, jeder einzelne ist abhängig von anderen. Die ganze Welt arbeitet nach »einem« Plane, wir sind ihre Gehilfen, so ist grosse Selbstsucht in Wirklichkeit gar nicht einmal durchführbar, da wir alle am Plane der Schöpfung mitarbeiten, wir müssen es sogar, ob wir es wollen oder nicht.

Was aber ist der Plan der Schöpfung?

»Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie mein Vater im Himmel vollkommen ist,« antwortet Jesus Christus.

Dies ist ein fehlerfreier Zustand. In der Vollkommenheit

hat niemand mehr etwas auszusetzen, da sind ja alle befriedigt. Alle »eines« Willens, alle — »ein Hirt und eine Herde«.

Darum gerade wird jener Mensch, der infolge eines Lotteriegewinnes sich etwas Schönes kaufen will, das erhoffte Glücklichsein damit nicht finden. Zum Glück gehört eben das Bewusstsein, dass wir alle »eins« sind und in unserem Wollen alle eins sein **müssen!**

Schon das solcherart errungene Geld, welches hier zum Kaufen gehörte, müsste ein Beweis sein, dass es unglücklich macht, da mit diesem Lotterieglück des einzelnen das erhoffte der anderen (damit deren Geld) geraubt ist. Wer das nicht beachtet, ist ein selbstsüchtiger Egoist trotz aller Ausreden.

Da die Vorstellungen, die Gedanken, das Wollen bei uns allen noch zu verschieden, zu unterschiedlich sind, kann wahre Zufriedenheit daraus schwerlich entstehen, das Verschiedene hadert miteinander, bekämpft sich. Wenn die rechte Vorstellung des Vollkommenen schon jetzt in allen Menschen ruhte, dann müsste überall ein einheitlicher Wille, ein gleiches Ideal, einheitliches Antlitz anzutreffen sein! — Vollkommenheit ist Glückseligkeit, ist Ewigkeit, sie ist nur eine und überall dieselbe.

Da, wo etwas zusammenstürzt, zerbröckelt, vergeht, überall da entsteht Wehmut und Trübsal, das ist doch begreiflich, denn das Vergehen betrübt, und nur weil man »Vergängliches« liebte und sein Vergehen nicht will. — Thorheit! —

In uns allen ruht aber doch einheitlicher Wille, nur meist noch unentwickelt, wo Trübsinn und Unfrieden entsteht, war Vergänglichkeit die Ursache, eben überall da wurde uns zugerufen: »Halt! -- hier geht es nicht weiter, das ist eine Sackgasse — fort von hier.«

Nun ist man betrübt über solche Thorheit und doch trägt der Mensch selbst die Schuld daran, wie kann er dann betrübt sein? Dankbar soll er sein für die ihm damit geöffneten Augen. — Warum war er blind? — Welcher Gedanke war sein Leitgedanke?

War es immer jener Gedanke: »die« Glückseligkeit zu erreichen, die nur im Glück, in der Liebe aller für alle ruht? — Das soll sich jeder selbst beantworten.

Sicher hat sich der Mutlose, der Geknickte von sinnlichem Gefühl seines Körpers beeinflussen lassen. Wer auf den sinnlichen Körper horcht, wird eben der Knecht des Todes. Der Körper mit all seinen Gefühlen der Lust ist ja nur Werkzeug, Form einer Idee, die als Form ihrem inneren Bewohner zum Wegweiser dienen soll vermittelst jener Gefühle.

Es giebt zwei Wege — den zur Vernichtung, den alles

Körperliche geht (Schalen) — und den zur ewigen Existenz, den der Kern verfolgt, die Idee alles Schaffens und Wirkens, welche immer höher strebt, bis sie endlich, trotz vieler Wirren und Irrgänge, das ersehnte Ziel erreicht. — Dass jener Kern in jedem ruht, mit dem gleichen Ziel, ist der Beweis, dass wir innerlich verwandt sind, dass wir zusammen gehören!

Wo man »ausgeartete« (!) Menschen findet, sind es oft nur die absterbenden Schalen, die das Auge erblickt, der innere Kern ist unvergänglich, er sucht sich neue Formen zu bilden nach seinen neuen Erfahrungen, der Wille ist ohne Form undenkbar, solange der Wille noch nicht die Vollkommenheit einschliesst. Die Form entsteht aus Spezial-Willen.

Jeder Spezial-Wille beruht auf Zusammenziehung der Urkraft und zwar weil er »besonderer« Wille ist, so zieht er aus dieser und von dieser Urkraft etwas »Besonderes« zusammen, solange eine Idee besteht; sowie aber eine neue Idee erscheint, bildet sich die Form des Willens anders, oder die alte Form vergeht und es bildet sich eine neue.

Die Vergänglichkeit und Unzufriedenheit beruht auf der Verschiedenheit der Ideen und diese entsteht durch die Irrwege beim Suchen nach Vollkommenheit.

So ist es zu erklären, dass die verschiedenen Seelen der Menschen weiterleben und weiterleben müssen infolge des bestimmten individuellen Strebens jedes einzelnen, so verändern sich die Formen fortwährend, gleichwie aus Erde Pflanzen, dann Tiere entstanden.

Diese Formen sind der Beweis, dass ein Wille dazu zu Grunde lag. Die Form ändert sich, weil der Wille sich ändert. — Der Wille zur Vollkommenheit lebt also, als »in sich abgeschlossen« und personifiziert fort, um sein Ziel zu erreichen!

Ein schwerer Weg, aber er wird erleichtert durch unsere Mitbrüder und Mitschwestern, die diesen Weg gehen und gehen müssen, die uns die Hand reichen, um sich mit uns zu verbinden, womit sie anfangen »eins« zu werden.

Die Gemeinschaftspflege ist ein grosser Schritt vorwärts, sie beruht ja auf Ähnlichkeit im Streben, vergrössert die Kraft göttlicher Liebe in uns. Ein Band verknüpft alle jene zu »einem« Körper, bis einst alles verbunden respektiv wiedervereint ist mit dem Vater, das ist »der« Wille, welcher der ganzen Schöpfung einheitlich zu Grunde liegt.

Warum sind die Menschen unzufrieden? — Weil sie Verschiedenes, Spezielles eigensinnig wollen! — Warum wollen die Menschen dies? — Weil sie verschiedene Erfahrungen besitzen, infolgedessen verschiedene Wege gehen; der Mensch ist für sein Schicksal selbst verantwortlich und dies wirkt betrübend,

je mehr er sich von seinen leiblichen Sinnen beherrschen lässt, womit er dann für den Weg zur Höhe kurzsichtig wird.

Glück entsteht dann, wenn der Selbstwille mit dem Unwillen übereinstimmt. Sobald aber der Wille des einzelnen Menschen ein eigenartiger ist, stellt er sich gegen den Urwillen; Leid und Vernichtung ist dann die Folge, da solcher Wille sich nicht einreihen lässt in den einheitlichen Strom, in ein alle verknüpfendes Band. — Kann man selber kein Ganzes sein, so soll man sich aber als ein würdiges Glied dem Ganzen anschliessen.

Dieser verbindende Wille als der »eine« Wille (der Urwille) wirkt aufbauend, er arbeitet (uns oft unsichtbar) am Bau des einen Tempels, der der Tempel aller Tempel ist, er erhebt, stärkt, wärmt. — Der selbstsüchtige Wille trachtet nicht nach jener Verschmelzung, er will selbst ein Bauwerk »neben« jenem sein, da er dieses Allwohl nicht fördern möchte, müssen seine Trabanten Sklaven sein, solch Bauwerk ruht auf Sand, weil es den in allen ruhenden Urwillen gewaltsam zurückdrückt. Es bricht darum zusammen, weil der Urwille als mächtiger sich endlich geltend machen muss durch sein Naturgesetz und damit auf den Einheitstempel hinweist. Nun muss der Stein, der ein Stein für sich bleiben wollte, sich dennoch zum grossen Bau bearbeiten lassen, sonst wird er immer wieder herabfallen.

Der Selbstsüchtige ist also nur ein Blinder, er hat Augen und kann doch nicht sehen, er weiss noch nicht, dass er sich fügen muss Gott gegenüber. Sobald nun sein fehlerhaftes Werk stürzt, sei es ein Geschäft oder sein Leib (der da kränkelt), dann leidet er, und Leid hat nur der Verirrte und auch nur, weil auch er ja den Sturz nicht will, nichts Unvollkommenes. Das Leid ist das Gesetz, welches uns das verlorene Gottesbewusstsein wieder verschafft. Und wäre der Irrende sich seiner Fehler bewusst, dann gebricht es ihm an Kraft, es geht ihm wie dem verlorenen stöckigen Schaf, nach welchem der Hirt ausging, es heim zu tragen. »Er« trug »unsere« Last, denn er litt um uns; darum trage einer des anderen Last!

Wie weise ist doch alles eingerichtet, — welch grosse Barmherzigkeit! »Darum« sollen auch wir »so barmherzig« sein und werden. Wer danach verlangt, soll es erlangen, sagte der grosse Hirte Jesus. — —

Der Mutlose soll nun das Bewusstsein erlangen, dass er vom Ganzen abhängig ist, zum Ganzen gehört. — Die Mutlosigkeit ist der Anfang zur Geknicktheit, und diese bringt Leid und Leidenschaftlichkeit. Sobald sich dann der Mutlose ganz zurückzieht, wird er immer störrischer und verdrossener, verliert alle Energie und wird ein Sklave seiner Leidenschaft;

er überlässt sich dieser ganz, die Vernunft hört er nicht mehr an, er drängt sie zurück. So wird er zu einem wütenden Tier, das alles zerschlägt, was ihm in den Weg kommt, die Vernunft kann ihm nicht mehr helfen, diese Steine aus seiner Bahn zu rücken. Schliesslich entsteht Tobsucht und Wahnsinn. Der Körper ist als Werkzeug unbrauchbar geworden, wie das verrostende Werkzeug eines Meisters, das aus Mangel an Pflege oder aus Mangel an Verbindung mit dem Meister zerfällt! —

Als Gleichnis stelle man sich ein Schiff vor, wo sich dessen Insassen gegen ihren Lenker und Leiter empören und diesen hinauswerfen, wenn sie nun selbst nichts von den Geheimnissen einer Regierung verstehen, — wird das stattliche Schiff zur Ruine.

Ein solches Schiff (oder eine Festung) sind »Körper und Seele« des Menschen, die Empörten sind die zur Übermacht gelangten Sinnlichkeiten, welche den Lenker, die edle Seele, hinausdrängen.

Man kann es auch vergleichen mit einer Familie, wo unerfahrene Kinder ihre Eltern hinausdrängen aus dem Heim der Familie, was ja vorgekommen ist. — Das unvermeidliche Unglück der Kinder ist hier die Folge davon.

So ist es auch mit solchen Mutlosen, die sich fern halten wollen von mitfühlenden Mitmenschen. Wenn sich jene ihrer Mutlosigkeit überlassen, dann überlassen sie sich auch ihren Leidenschaften. Ein geknickter Mensch hat ganz vergessen, dass sein Geist der regierende Teil ist. Dieser regierende Geist ist nicht einmal sein persönlicher ihm allein gehörender Geist, sondern die Kraft, welche in allem dieselbe ist, aus ihr schöpft der Mensch, — es ist ein krystallener Quell lebendigen Wassers; schöpft man in Gottes Namen, nach seinem Willen, so muss das daraus hervorspringende Werk gelingen.

Die Menschen haben es verlernt, dem Urwillen zu folgen, nun sehen sie in ihrem leidvollen Zustand die Folgen. Darum ist solcher Mensch mit einem kleinen Kind vergleichbar, das (etwa in dritter Etage wohnend) zur Thür hinausstürmt und die Treppe hinabstürzt. Solch Kind wusste (nach seiner Erinnerung), dass es einmal hinabgetragen wurde in einen schönen Garten da unten, dort hinab wollte es jetzt mit eigener Macht; hier war die sinnliche Begierde so gross, dass jenes Kind nicht einmal die Treppenstufen sah. Nun sollte eigentlich jeder Mensch denken, dass man an den Stufen sehr leicht erkennt, wo der Boden zum auftreten ist.

Das Kind war zu leidenschaftlich, zu ungeduldig, zu begierig, vor seinem Geiste stand das Bild des Genusses, es war blind für jedes Hindernis, sein Geist bedachte noch zu wenig seinen anhaftenden Körper, der sich fortbewegen will von Schritt zu Schritt, obwohl der Geist schneller zum

Ziel strebt. — — So sagen wir klugen, älteren Zuschauer philosophierend. — Machen wir es anders als hier betrachtet? — Lernen »wir« doch daran!

So ist es mit der menschlichen Natur im allgemeinen, Seele und Körper gehören hier auf der Welt zusammen, der letztere soll ersterer dienen. Würde nun jemand ganz schnell, ohne Hindernisse ein »thörichtes« Ziel erreichen, dann würde dies schrecklich für uns alle ausfallen, der Verbrecher könnte ganz nach Wunsch schaffen, der Betrüger betrügen, der Habsüchtige könnte alles an sich reissen, und so ging es dann in alle Ewigkeit, — weil es kein Leid für solche Thorheit gäb.

Wer die Weisheit in der Weltordnung erkennt, wird ruhig, geduldig und zufrieden. Deshalb muss jeder Mensch, welcher den Mutlosen darauf hinweist, ein Trostspender sein, und die gegenseitige Förderung der Gotterkenntnis muss Kraft gewähren.

Die Hoffnung auf den Tod, welche sich bei Mutlosen vorfindet, ist also eine sehr trügerische, denn die ersehnte Ruhe bietet der Tod nicht, wie hier gezeigt. Nicht nur Materialisten, sogar recht religiös Gesinnte haben als Entschuldigung ihrer Trägheit eine Hoffnung auf Ruhe (und Vergebung) »nach« dem Tode, weil sie sich vor erneuter Arbeit fürchten. Diese Furcht ist auch Zeichen von Selbstsucht.

Wie jede Schule, so fault auch der fleischliche Leib, aber der Kern, die Idee alles Strebens, kann doch nicht plötzlich verschwunden sein aus dem Weltall. Dies, was von Ewigkeit an war, geht nicht verloren, diese leitende Intelligenz kann nicht nur ausserhalb dem Weltall sein. Sonst müsste es neben diesem noch einen Raum geben.

Kein Werk ist denkbar ohne Meister! Beides muss im Zusammenhang stehen. Ein Meister — ewige Existenz der Intelligenz — muss also da sein, denn das Werk wird vom Geist des Meisters belebt, so der Stuhl vom Stuhlerdenker, jene Idee lebt (hier z. B.) im Stuhl. Ein Stuhl veranlasst zum sitzen und nach der Art, wie er konstruiert ist. Man setzt sich hier nach der Idee des Konstrukteurs, man ist an seine Idee gebunden — so auch bei der Idee Gottes.

Dies alles müssen wir betreffs

Abhilfe der Trägheit

in Betracht ziehen, wenn Unlust, Mutlosigkeit, Unzufriedenheit etc. verschwinden soll.

Immerhin ist der Kampf gegen Trägheit dem »einzelnen« von Wirrnis, Verkehrtheit und Unverstand Umgebenen schwer, er kann trotz Sündenbewusstsein nicht vorwärts kommen, wenn ihn die sinnliche Natur bereits beherrscht. Was ist da zu thun?

Sollen wir solch Unglückliche ihrem Schicksal überlassen? Haben wir nicht Erfolge an Idioten und Blöden gesehen? Wohl hat man sie auf die Hilfe Gottes verwiesen, indem man in ihnen das Sehnen nach seiner grossen Heilskraft weckte, aber schon dabei bedurfte es warmherziger, nachsichtiger Zusprache edler, sehr geduldiger, barmherziger Menschen. Diese wirkten mit ihrer Liebe, mit ihrem Vorbilde zuerst, veranlassten dann zu begeistertem Mitthun durch Mut, aufkeimende Glaubenskraft und — durch Reue, Busse und Sehnsucht nach Reinheit. — Durch die Überwindungskraft göttlicher Liebe geschah das wunderbare der Rettung.

Die Liebe, die in mir, in anderen, durch andere überwindet, ist dieselbe göttliche Kraft Jesu Christi, der gestern und heute noch derselbe ist.

So giebt es beim Zornausbruch des Energielosen, Ungeduldigen (beim Schrei des Ohnmachtsgefühls verzogener Kinder) doch noch ein anderes Mittel, als nur die Schicksalsgeissel. — Barmherzigkeit zu üben ist Pflicht des Menschen und dafür ist auch ein Wirkungsfeld gegeben. Wenn von einem Barmherzigen etwas selbst Nichtverschuldetes gut gemacht wird, ist damit der Beweis und Sieg einer göttlichen Seele geliefert, und dieser soll auch geliefert werden, gerade weil satanische Macht dies für unmöglich erklärt und einen Gegenbeweis liefern will durch Beeinflussung des Menschen zum Bösen und zur Entschuldbarkeit desselben, womit die Trägheit Einzug hält.

Der Energie-Mangel des einzelnen zeigt auch, wo der Barmherzige angreifen soll. Solch Energieloser ist durch falsch verwendete Energie schlechter Vorbilder beeinflusst, irritiert (hypnotisiert) — durch andere (»gute«) Vorbilder — durch echte, reine, wahre, stark pulsierende Nächstenliebe, kleine Liebesdienste, Ignorierung böser Vergeltung (vom Unglücklichen), guter Lehre, gemischt mit energischem Willen des Barmherzigen (doch nicht überwiegend in Vorwurfsart) — wird der Verirrte wieder beeinflusst und zum Gegenteil, wird mit Energie belebt, mit emporgerissen. Neue Kraft und Liebe zum Guten kommt über ihn, energischen Willen zum Guten neu gebärend, damit Gehorsam und Demut zeitigend!

So soll der Göttlichgesinnte Ertrinkende aus dem Sumpfe ziehen. — Auch hier haben wir alle zum Vorbild Gottes überreiche Barmherzigkeit dem verderbten Sünder, dem verlorenen Sohn gegenüber. Im Vorbild und in der Gemeinschaft der Guten liegt Stärke und Heil, darum bildeten sich jederzeit Gemeinschaften.

Warum der Barmherzige in der bösen Vergeltung gegenüber dem Guten den Schein von der Wirklichkeit schlecht unterscheidet und beim Unglücklichen neben dem Gehässigen den Sehnsuchtsschrei nach Hilfe so schwer herausfindet, liegt

daran, dass der Unglückliche alles Vertrauen verloren hat durch Umgang mit Wölfen in Lammeskleidern. Damit ging bei ihm auch die Energie verloren, weil von da an das Gute für Minderheit und nicht Sieg versprechend gehalten wird. — Darum müssen wir fein ausharren und geduldig sein, darauf rechnet der Unglückliche trotz aller (scheinbar) boshaften Pläne.

Wie manches schöne Gedicht oder Buch wird geschrieben, ohne dass wir sehen, dass der Schreiber danach handelt, sehen wir aber genauer hin, dann beobachten wir doch einen Kampf.— Jene schönen Ergüsse sind doch Beweis eines zu Grunde liegenden höheren Strebens; helfen wir doch mit, wecken wir es, anstatt kritisierende Beobachter zu spielen und damit den schönen Keim wieder niederzutreten mit unseren plumpen Füssen.

Die Erlösung beruht auf drei Wegen: erstens auf eigenem Zuthun, zweitens auf Mitwirken von aussen her, drittens auf hinreissendem Vorbild. Der Gefallene soll durch eigenes Bemühen eine Sehnsucht zum Guten kultivieren. Bei der Ohnmacht im eigenen Streben kommt er schliesslich von der Sehnsucht nach »eigenem« Bemühen zur Sehnsucht nach äusserer Mitwirkung (als Gebet offenbart). — Durch solche Erkenntnis wird der Eigenwille gebrochen in Gottes Willen übergehen, die Erlösungs-Mission wird dann verstanden, welche uns klar und rein zu bringen und vorzuleben unter allen Weisen »Jesus Christus« befähigt und berufen war.

Wir sollen nun das Böse um des Bösen willen meiden, nicht aus blosser Furcht vor Strafe; dies Streben zu entwickeln ist das schönste Ziel. Ob dies aber z. B. bei der Kinder-Erziehung möglich ist ohne Furcht vor Strafe, solange den Kindern das überwältigende Vorbild fehlt an seiner auch schwachen Umgebung?

Bedingt nicht auch Gottes Gesetzmässigkeit (Wirkung zur Ursache) ein Meiden des Bösen aus Furcht vor üblen Folgen (Strafen)? Sollte Gott nicht gerade aus seiner grossen Liebe diesen Punkt zum Wenden der Gesinnung aufgestellt haben, um zur Liebe gegen Gott zu gelangen, um dann »doch« Gott über alles zu lieben? — Ich habe davon Beispiele, gehöre selbst dazu!

Das Erkennen und Vermeiden des Bösen ist allerdings ein reinerer Weg zum Guten, da dann das Gute allein übrig bleibt, ohne Selbstüberhebung. Wahr ist es, dass der Begriff des Guten unklar ist, dass darum die Kinder von Eltern, die darüber selbst unklar sind, falsch erzogen werden.

Die Erziehung ist das grösste Fragezeichen.

Auch muss Erziehung und Unterricht unterschieden werden: — Erziehung wirkt subjektiv, Unterricht mehr objektiv, ersteres

mehr auf Gemüt durch Umgebung und Vorleben, letzteres mehr auf Verstand. Beides aber muss harmonisch zusammenwirken. Beim Unterricht soll die wirkliche (moderne) Welt, dann auch in einem Spiegelbild der Illusion die »seinsollende« Welt gezeigt werden, dass sie begeistert und anspornt, so dass auch hier die »Gewohnheit« mithilft, resp. dass das Bild sich »als begehrt« fest einprägt. Dann, wenn auch der Lehrer (der ja als Autorität angesehen wird) vorbildlich wirkt, dann wird auch der objektive Unterricht subjektiv (erzieherisch) wirken. — So soll auch umgekehrt Erziehung mit Unterricht sich paaren, das war das eigentliche Ziel Pestalozzis, nicht aber jene heutigen Schulkasernen. — und Fröbel sagte:

»Die wahre Menschenbildung fordert, dass der Mensch in Einheit des Geistes und Gemütes aus sich heraus entwickelt, gebildet, zur selbständigen allseitigen Darstellung der Einheit seines Geistes und Gemütes für vollendete Selbsterkenntnis erzogen werde.«

Und wiederum gehört auch zur Erziehung »Selbsterkenntnis«, Selbsterziehung: dazu gehört noch eine gute Beobachtungsgabe. — Der Mensch sieht eben die Fehler anderer so leicht. — Man muss, diese Beobachtungsgabe fördernd und in das richtige Gleis lenkend, den Menschen also bei seinen Schwächen angreifen. Zur Erforschung des Charakters muss man drei Hauptteile menschlicher Fehler beachten, 1. die drei Dämone »Überhebung«, »Unterschätzung«, »Ungeduld«, 2. die Fehler der fünf Sinne und 3. die durch Genanntes bedingten Erziehungsfehler. — Kennt man das Bereich und Wirken dieser drei Gruppen, dann soll man sich selbst daraufhin prüfen, ob und inwieweit »man selbst« in dies Bereich geraten ist, bei gleichzeitiger Betrachtung des Idealbildes.

Dadurch erlangt man die so wichtige Selbst-Kenntnis!

Erziehung ist also die Losung selbst jeder wahren Religion, Jugenderziehung, Selbsterziehung und damit Volkserziehung, — wenn es besser werden soll. — Lasst uns besser werden, dann wird es besser sein.

Noch etwas sehr Wichtiges möchte ich als verwerflich kennzeichnen, da es stets zum Gegenteil führte, das ist das »Vorwerfen« und Nachtragen von Fehlern, als handele der Mensch absolut und bewusst schlecht, sagte doch schon Jesus: »Sie wissens nicht, was sie thun«, und Jean Paul spricht: »Dem Kinde liegt das Höchste näher, als das Niedrige. Man blickt früher nach der Sternenzeit und rechnet eher nach der Sonnenuhr, als nach der Stadtuhr. Schon das vierjährige Kind fragt, was hinter den Brettern der umschlossenen Welt liegt.« —

Ich möchte diese Abhandlung schliessen mit den diesbezüglichen trefflichen Worten eines guten Pädagogen (aus einer Preisschrift). Seite 33 liest man da:

»Nichts Unwürdigeres giebt es, als das sogenannte Nachtragen eines Fehlers. Nach erlittener Strafe darf von dem Fehler nicht mehr die Rede sein. Das bei jeder Kleinigkeit angebrachte Aufrücken des begangenen Fehlers oder wohl gar auch der Strafe kann nur das Kind gegen den Lehrer erbittern, der das Strafamt verwaltete, und gute Vorsätze, die es gefasst, über den Haufen werfen. Fehlte es früher aus Willensschwäche und Leichtsinn, so fehlt es nun »aus Absicht« — »aus Trotz«. — Der Fehler selbst, nicht aber das fehlende Kind ist zu verachten, denn wir fehlen alle mannigfaltig (Jak. 3, 2); und gerade zu einem fehlenden Kinde muss die Liebe nur um so stärker sein, da es der Aufmunterung und Stärke zur Besserung nur um so nötiger bedarf, da gerade »diese« Liebe, mit der der Lehrende es auf seinem betenden Herzen trägt, es am leichtesten zur Umkehr stimmt, nicht aber Hohn und Spott; dies ist »die giftigste« Natter, welche die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee töten kann, den Fehler möchte das Kind selbst ja gern vergessen. — Wie soll es sich erheben von seinem Falle, wenn du es immer wieder niederdrückst in den Schmutz? — Wie soll es sich aufrichten und heranwachsen zur Tugend, den Tugendweg sicher gehen, wenn du ihm nicht den »Stab« der Liebe, Geduld und Nachsicht dazu reichst? —

»Es muss der Apfel bei der Rute sein«, sagte Luther, bei der Strafe muss die Liebe durchblicken, denn es steht geschrieben: »So ein Mensch etwa von einem Fehl übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geiste, — die ihr geistlich seid« (Gal. 6, 1). — Ebenso schön als treffend sagt einer unserer neueren Dichter:

»Ein Richter, der verdammt, ist stark nur im Vernichten,
Des »echten« Richters Amt ist: wieder aufzurichten.«
(Jul. Hammer.)

— Die Liebe soll das Ruder, — Glaube der Kompass sein und Hoffnung wird die Segel schwellen. Sittlich-religiöse Bildung ist der Rettungsanker, Vernunft der Steuermann, der durch die Strüme der Leidenschaft hindurchführt. Und wenn die Wellen hoch gehen und das Lebens-Schifflein zu begraben drohen, wenn die Masten brechen und zersplittert in den Fluten dahintreiben, dann wird doch der Kompass noch den Weg zeigen, den Weg nach oben, und im Bunde der Religion wird in Gott der sicherste Ankergrund gefunden werden.«

Das walte Gott!

Aphorismen.

Von Jos. Günzl.

Der Mensch soll schon auf Erden
Die personifizierte Liebe werden!

* * *

Man sagt gewöhnlich, der Mensch fange erst beim Baron an! Wäre wohl richtig, wenn man den Namen Baron auf das Innere verlegt und einen inneren, geistig gereiften Edelmann oder Edelmenschen darunter versteht, da aber dies nicht der Fall ist und man unter Baron nur einen äusserlich geadelten Besitz- oder Titelmenschen der Welt gegenüber vor sich hat, so kann obere Andeutung keine Anwendung finden und ist nur eine volkstümliche Phrase. — Es ist also nicht richtig, dass der Mensch beim Baron, nach der weltlichen Auffassung, anfange, sondern bei der Philosophie, denn erst das Denken über die Schöpfung und ihre Rätsel, über Gott und Unsterblichkeit und über seine eigene menschliche und göttliche Natur selber, über seine Stellung in der Schöpfung macht den rechten und eigentlichen Menschen aus und von diesem Punkte an verdient er den Namen — Mensch! — Menschen aber vor dem Anbruch der höheren Betrachtung und geistiger Einsicht (Philosophie), d. h. Menschen, die sich um weiter nichts kümmern, als nur um das leibliche Wohlergehen, um die Selbsterhaltung des Lebens im materiellen Stoffwechsel, gleich den Tieren, und nur immer zu thun haben mit alltäglichen, ephemeren Abwickelungen, ohne sich jemals im geistigen Spiegel selbst zu beschauen, das sind wohl auch Menschen, aber — doch auch keine! —

* * *

Der Mensch ist in einem beständigen Kampfe mit sich selbst, in seinem geistigsten, tiefsten Innern, ohne es der Welt mitteilen zu können, ja, er selbst kann sich oft keine Rechenschaft darüber geben, was denn das eigentlich sei, das ihn so hin- und herpendelt zwischen Ruhe und Unruhe, gleich wie Ebbe und Flut. — Heute ist er kühl, er weiss es selbst nicht warum? — Niemand hat ihm ein Leid angethan! Er giebt dem Bettler nichts, er ist betrübt, sein Gemüt ist umflort, traurig und beinahe hart gegen die Mitmenschen und er glaubt auch zum Teil, dass nur die Mitmenschen und die undankbare Welt selbst schuld sind an seiner Missstimmung und Umflortheit, aber er kann sich kein rechtes und richtiges Urteil darüber geben. — Ein anderes Mal ist es mit demselben Menschen wieder anders. — Er geht vor dem Bettler vorbei, doch halt, er geht einige Schritte zurück, zum Bettler, wie aus Überlegung und wirft in dessen Hut einiges Geld. Der Bettler dankt mit einem demutsvollen, innigen Blick — beider Augen treffen sich, der

Geber fühlt sich plötzlich wie elektrisiert, wonnegleich durchrieselt es seinen Körper von dem Blicke des dankerfüllten Bettlers. — Der Geber fühlt in sich, tief in sich eine unnennbare Freude, etwas Unaussprechliches, ein unbeschreibliches Gefühl in seiner Brust, etwas Gutes gethan zu haben, und beseligt wandelt er seinen Weg. — Doch die Frage an sich selbst, was denn die Ursache von solch' gemischten Gefühlen im Menschen sei, bleibt ihm dunkel und verschlossen — ein Rätsel! — Ein Rätsel? — Ja, für den Menschen alltäglichen Denkens wohl, nicht aber für den Weisen, dem die höhere Erkenntnis antwortet, wenn er denkend fragt. — Es sind dies die beiden Egos im Menschen! Lasse dich immer nur von den oberen, höheren Gefühlen leiten und höre auf dessen Stimme. Unser göttliches Ego steht in der Wurzel Gottes, ist Gott selbst, das Niedere aber ist all dein Menschliches und Böseigenes, trete es nieder in den Staub, wie Maria die Schlange niedertritt! —

* * *

Das Kind lebt ganz der äusseren Welt, der Erwachsene geht langsam durch Sammlung von Erfahrungen und Errungenschaften seiner inneren Welt entgegen, das Aussen in seinem Gemüte kompendiarisch sammelnd, centralisiert er gleichsam eine Welt in sich, eine geistige Welt im kleinen, einen Mikrokosmos, indem er die konkreten Ursachen, Wirkungen und Folgen differenziert und geistig verarbeitet bis zu einer gewissen Grenze des Ausgleiches, welches im höchsten Greisenalter erfolgt, je nach Individualität des Menschen, klarer oder unklarer. Der Greis hat mit dieser äusseren Welt bereits abgethan, sein Leben steht schon in der inneren, verklärten, bis ihn die Mutter Natur vollends freimacht und für die innere, geistige Welt uns gebärt. — So ist die sanguinische, tumultuarische, nur nach dem Sinnenhaften hinneigende Jugend leicht begreiflich, der Ernst des Erwachsenen nicht schwer zu erraten und die in sich gekehrte Ruhe des Greises natürlich zu finden.

* * *

O Mensch, mit deinen dunklen Klagen,
Bist Krone der Unsterblichkeit,
Und leugnest sie, welch' kühnes Wagen!
Die Raupe muss es dir erst sagen
Als Schmetterling im Lenz erneut!

Das Grabtuch Christi in Turin.

(Entnommen dem »Dresdener Anzeiger«.)

Das Leichentuch Christi, das im Dome zu Turin von Zeit zu Zeit öffentlich ausgestellt wird, hat schon vor einigen Jahren viel von sich reden gemacht. Bei der letzten öffentlichen Ausstellung, die im Jahre 1898 stattfand, hat Chevalier Pia das Leichentuch photographiert und diese Photographie zeigte eine eigentümliche Erscheinung, die seitdem von dem französischen Naturforscher Vignon genau untersucht worden ist. Vignon wird die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einem Buche veröffentlichen, über das bereits dieser Tage in der Pariser Akademie der Wissenschaften ein Mitglied derselben, Yves Delage, Bericht erstattet hat. Das Journal des Débats versichert, dass die Untersuchungen Vignons die Aufmerksamkeit sowohl der Physiker wie der Historiker und des grossen Publikums in höchstem Masse erregen werden. Das Das 4,10 m lange und 1,40 m breite Tuch ist eine Art gelber Nankingstoff und zeigt verschiedene Flecke. Einige sind Spuren schwarzer Brandflecke, andere, die licht und kreisförmig sind, rühren von Wassertropfen her. Dann weist das Tuch in rotbraunem Ton Abdrücke auf, die das verwischte, unvollständige und deformierte Bild eines menschlichen Körpers zeigen. Dieses Bild besteht eigentlich aus zwei Bildern: das eine zeigte die Vorderseite, das andere die Rückenseite, die der Länge nach auf dem Tuche sich abzeichnen und sich beim Kopfe vereinigen. Diese Reliquie kennt man im Occident seit 1353. Ausserdem weiss man, dass dieses Tuch in Konstantinopel bereits im 11. Jahrhundert als das Leichentuch Christi verehrt wurde, bis es im Jahre 1205 verschwand. Von diesem Zeitpunkte bis 1353 hatte man von dem Tuche nichts gehört. Die Brandflecken auf dem Tuche rühren von einem Feuer im Jahre 1523 her. Auf dem Negativ der 1898 von Chevalier Pia aufgenommenen Photographie sah man sehr genau das positive Bild eines ausgestreckten menschlichen Körpers, der die Hände auf der Brust gekreuzt hält. Man folgerte daraus, dass dieses positive Bild bereits die Photographie eines negativen Bildes sein müsse und dass die Abdrücke auf der Turiner Leinwand selbst ein Negativ bilden. Vignon bestreitet nun zunächst, dass man das Werk eines Malers vor sich habe; ferner erklärt er die Möglichkeit für ausgeschlossen, dass sich der Körper einfach in dem Tuche abgedrückt habe. Versuche, die Vignon gemacht hat, sollen das sehr deutlich bewiesen haben. Vignon und der Physiker Colson vom Pariser Polytechnikum wollen aber die Entdeckung gemacht haben, dass ein Körper, der Ammoniak-

dämpfen ausgesetzt werde, die Eigenschaft bekomme, auf einem mit Aloe präparierten Tuche, wie es das Leichentuch Christi gewesen sei, sich abzuzeichnen. Das Turiner Tuch zeige also thatsächlich das Bild einer durch diesen chemischen Vorgang entstandenen Photographie. Vignon glaubt damit bestimmt die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, da die Archäologen bereits im Jahre 1898 konstatiert hätten, dass das Tuch aus dem ersten Jahrhundert nach Christus stamme. Ausserdem behauptet aber Vignon, dass diese Photographie auch die Spuren der Geisselung, der Dornenkrone und des Lungenstiches an der Seite und die durch die Nägel bewirkten Wunden an den Händen und Füssen, und zwar in den Handwurzeln und auf dem Spann der Füsse, zeige. Nachdem nun am 23. v. M. in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften Yves Delage über die angeblichen Entdeckungen Vignons berichtet hatte, ergriff der berühmte Physiker Berthelot das Wort und sprach seine Meinung über diesen Fall aus. Er sagte, wie der »Neuen Freien Presse« aus Paris gemeldet wird, folgendes: »Sie wissen, wir sind in der Akademie der Wissenschaften gut erzogene Leute, und es ist deshalb nicht gut möglich, irgend jemand zu sagen: »Mein Herr, Sie sind ein Schwindler!«, selbst wenn wir diesen Eindruck davon haben. Wir haben also eine halbe Stunde lang die Vorlesung von Yves Delage angehört und die photographischen Nachbildungen betrachtet. Indessen kann eine gelehrte Versammlung, würdig dieses Namens, keine Erörterung über eine solche Phantasie eröffnen. Als man mich aufforderte, zu antworten, erklärte ich sehr höflich, dass die Frage zur historischen Kritik gehöre und sich der Kompetenz der Akademie der Naturwissenschaften entziehe. Das ist die einzige Form, in welche ich meine Überzeugung kleiden konnte. Als mir Delage zuredete, mich mit der Sache zu beschäftigen und mir erklärte, er habe doch wissenschaftliche Thatsachen vorgebracht, erwiderte ich ihm: Ich habe Ihre Vorlesung gehört. Sie haben keinerlei Thatsachen gebracht, sondern bloss wohlfeile Behauptungen. Übrigens habe ich mich im vollständigen Einvernehmen mit meinem Kollegen Darbouse der Aufnahme der Vorlesung in das offizielle Protokoll der Akademie widersetzt. Das ist ein genugsam beredtes Urteil. Die Klerikalen wollten mit dieser Geschichte eine Bewegung hervorrufen, um mit solchen Beweisstücken einen neuen Kultus zu begründen. Die vornehmen Damen, die Geistlichen, die Kongregationisten aller Kostüme sind in diese Sitzung der Akademie gekommen, von welcher sie, wenn auch nicht eine Approbation des Mirakels von Turin, so doch wenigstens eine gelehrte Diskussion erwarteten, um dann später sagen zu können: ‚Ich habe gesehen, ich habe gehört.‘ Aber glücklicherweise sind wir nicht mehr im Mittelalter. Die Fabel des

heiligen Schweisstuches wurde in den Jahren 591 bis 594 erfunden. Es giebt in der Welt nicht weniger als 39 solche Schweisstücher.« Hiermit schloss Berthelot seine Erwiderung. — Weiter hat sich auch die Akademie der Inschriften mit dem neuesten Mirakel beschäftigt. Der Konservator, Herr Leopold Delisle, erinnerte an eine auf zeitgenössischen Urkunden und Zeugnissen beruhende eingehende Arbeit des Kanonikus Chevalier aus Romans, korrespondierenden Mitgliedes der Akademie. Kanonikus Chevalier hat in dieser vor anderthalb Jahren unter dem Titel: »Kritische Studie über die Herkunft des heiligen Bahrtuches von Lirey-Chambéry-Turin« in Paris erschienenen Schrift unwiderleglich nachgewiesen, dass das Laken, das zuerst in der Kirche von Lirey in der Champagne gehütet, dann von den Herzögen von Savoyen erworben wurde, eine gemalte Nachbildung des Bahrtuches ist, in das der Heiland gehüllt worden sein soll. Domherr Chevalier konnte sowohl die Bestellung der Arbeit beim Maler als auch dessen Rechnung aus Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts nachweisen. Die Bollandisten in Antwerpen, bekanntlich gelehrte und sicherlich rechtgläubige Jesuitenväter, nahmen die Schlussfolgerungen des Kanonikus Chevalier vorbehaltlos an. Ein bekannter Archäologe, der sich besonders mit den Passions-Reliquien (Dornenkrone, Nägel, Lanze, Essigschwamm, wahres Kreuz) beschäftigt hat, Herr F. de Mély, erklärt auf einfache Weise, weshalb Dr. Vignon nach dem Lichtbilde das Bild auf dem Bahrtuche für ein Negativbild halten musste. Das Bild ist nämlich mit roter Farbe gemalt und die hellen, also roten Teile erscheinen auf dem Lichtbilde notwendig schwarz, während die schwachen Halbtöne grau erscheinen und viel kräftiger hervortreten, als auf dem Laken. Auf der Photographie verschwindet also, was auf dem Laken kräftig hervorgehoben ist, wogegen das dort bloss Angedeutete hier besonders deutlich wird. So giebt das Lichtbild dann ganz fälschlich den Eindruck, als wiederholte es ein Original, das ein Negativbild wäre.

Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Es ist sternenhelle Nacht. Im Westen schimmert noch der leuchtende Glanz der untergegangenen Sonne, balsamisch haucht ein warmer Abendwind über die Fluren. Im Osten

in der Ferne liegt die Stadt, umgeben nach der Südseite von Wäldern und Wiesen, die Nordseite beherrscht von der stolzen Königsburg. Am Horizont erheben sich hohe Berge, verschwimmend im tiefen Blau der Nacht. Ein breiter See dehnt sich zwischen einer Hügelkette und der Stadt aus, seine klare Flut unbewegt wie ein Spiegel, ein Zeichen, dass seine Tiefe bedeutend ist. Ein breiter Weg führt an seinem Ufer entlang von der Stadt her, es ist die allgemeine Landstrasse, welche die Hauptstadt Arevals mit der nächsten bedeutenderen Stadt seines Reiches verbindet.

Erhabene Ruhe liegt über die ganze Landschaft gebreitet, auf die hellschimmernd die leuchtenden Sterne des Firmamentes niederblicken. Dicht am See befindet sich ein hohes Gebüsch von blühenden Sträuchern, die ihre Zweige bis zur Erde senken, im Schatten derselben ruht Upal versteckt, nur den Kopf zeitweilig erhebend und aufmerksam die Strasse entlang blickend, ob Arvodo naht.

Bereits ist die Stunde vorüber, die der Feldherr ihm angegeben, und ängstliche Zweifel, ob Hindernisse sein Kommen unmöglich machen, durchziehen seine Seele. — Da erscheint auf der Landstrasse unten ein schwarzer Punkt, er kommt rasch näher, es ist ein Gefährt, einer der schnellfahrenden Wagen, deren sich Mallonas Bewohner bedienen, und nun weiss Upal, dass sein Warten nicht vergebens gewesen. Er springt auf und stellt sich so, dass der Besitzer des Wagens, der rasend schnell sich nähert, ihn bemerken muss. Der Wagen fährt langsamer, er erkennt den in einen dunklen Mantel gehüllten Arvodo und einen Diener, den Leiter des Gefährtes. Der Wagen hält, Arvodo grüsst den Wartenden und befiehlt ihm, sich zu ihm zu setzen. Upal steigt ein und schnell fliegt, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, das Gefährt die Strasse entlang.

Arvodo verhält sich schweigend, er bedeutet Upal, dass er in Gegenwart des Dieners nicht sprechen wolle, der ihm zwar treu ergeben, dennoch über Ziel und Zweck der Fahrt nicht unterrichtet zu sein brauche. — Upal hat Arvodo leise bekannt gegeben wie weit sie fahren müssen, der Diener erhielt von dem Feldherrn die nötigen Befehle und nun stürmt das Gefährt seinem Ziele zu.

Stunden sind nach unserer Zeitrechnung vergangen, da hält der Wagen zwischen hohen Bergen. Der Weg führt hier durch ein liebliches Thal, an dessen Ende sich eine Ebene zeigt und eine Anzahl Häuser. Es ist eine Ortschaft Namens Resma, die erste bedeutendere Station, welche an der Landstrasse liegt. Upal und Arvodo steigen aus, letzterer giebt seinem Diener den Befehl, ihn in Resma nach einiger Zeit zu

erwarten und genau sich so zu verhalten, wie sein Herr ihm vor der Abfahrt schon gesagt.

Das Gefährt entschwindet auf der Strasse, Upal schreitet voran, links von der Strasse in den nahen Wald abbiegend, Arvodo folgt. —

Upal nimmt seinen Weg auf kaum sichtbaren Fusspfaden, die sich unter den Bäumen kaum abheben, er sieht umher, ob Menschen in der Nähe, sodann nimmt er aus seinem Gewande einen starken Stab, hebt dessen Hülle empor und helles Licht strahlt von dieser Mangafackel, die Wege und Umgegend des Waldes hell erleuchtend. Bald befinden sich beide zwischen Felstrümmer und Upal sagt:

»Herr, die Maschine liegt oben auf der Höhe verborgen. Niemand kann sie finden, doch der Weg ist sehr beschwerlich. Von hier aus geht ein Weg zur Ebene durch diesen Felsenweg entlang. Geht Ihr diesen, so kann ich Euch später von der Ebene abholen mit dem Flugschiff. Im anderen Falle müsst Ihr mit mir diese Felsen besteigen.« —

Arvodo sagt kurz: »Gehe voran, ich fürchte keine Beschwerden und folge Dir.«

Upal nickt und wendet sich dem Fusse eines dicht bewachsenen Berges zu, dessen zerrissene Felsenwände drohend in die Nacht starren.

Mit den Händen sich oftmals haltend, über knorrige Baumwurzeln, durch Gestrüpp und zwischen übereinandergetürmte Felsen geht der ungebahnte Weg zur Höhe des Berges. Upal hilft dem Gefährten, beleuchtet die Stellen, wohin er sicher den Fuss setzen kann, und schliesslich ist der Gipfel erreicht. Es ist ein kahler Felsen, der die Gegend beherrscht und eine herrliche Aussicht bietet links in das Thal, rechts auf ein massiges Gebirgspanorama, hinter das sich das vulkanische Gebiet anschliessen muss, das Reiseziel der kühnen Männer.

Der Scheitel des Felsens ist breit und zerrissen, die Felsen bilden ein Gewirr, als hätte eine wilde Kraft sie durcheinander geworfen. »Tretet zur Seite,« sagt Upal, »hier steht Ihr sicher, ich muss die Höhle öffnen!« — Er weist auf einen freien Platz vor einem gewaltigen Haufen übereinandergelegter Felsblöcke und giebt dem Feldherrn für sein beabsichtigtes Thun den sichersten Standpunkt.

»Ist hier das Flugschiff?« fragt Arvodo.

»Hier ist es hinter jenem Felsblocke in der Höhle, die ich entdeckte!« —

»Wie willst Du ihn entfernen?« —

»Mit Nimah!«

»Du besitzest das?« fragt Arvodo erstaunt.

»Ja, Herr, doch nicht in seiner ganzen Stärke.«

»So öffne die Höhle.«

Upal geht auf die Felsen zu, wälzt mühevoll einige grössere Blöcke fort, so dass eine Lücke entsteht; durch diese schlüpft er, die Mangafackel mit sich nehmend. — Längere Zeit giebt es keinen Laut, plötzlich bewegt sich ein mächtiger Felsblock und rollt einige Schritte von der übrigen Wand ab. Eine grosse Öffnung ist entstanden, die, von dem Block verdeckt, den Eingang zu einer weiten Höhlung bildet. In dieser steht Upal vor einer fremdartigen Maschinerie, Arvodo heranwinkend. Derselbe naht, nimmt die Mangafackel in die Hand und betrachtet mit Staunen das ruhende Luftschiff. Die Teile desselben sind auseinandergenommen, Upal trägt dieselben auf den freien Platz vor der Höhle und fügt diese rasch und sicher aneinander.

Die Maschine stellt sich jetzt dar als ein festes Gestell, welches unten eine Art Gondel umschliesst, die den Erdboden nicht berührt. Oberhalb deckt ein grosses drehbares Flügelrad die Reisenden, es ist ein uns bekanntes Prinzip demnach, das die Maschine heben soll. An der Seite, als Steuer, befindet sich ein zweites Flügelrad. Am Boden der Gondel sind starke elastische Federn angebracht, um den Stoss beim Niedersetzen aufzufangen. Die ganze Maschine ist aus einem festen, leichten Metall angefertigt, doch sieht man nicht das eigentliche treibende Werk, das die Flügelräder drehen muss, dasselbe ist in dem doppelten Boden und den Seitenwänden verdeckt angebracht.

Upal hat ein Gefäss aus der Höhle entnommen und schüttet ein weissliches Pulver in eine Öffnung an der Seite der Gondel.

»Sieh Dich vor mit genügender Treibkraft!« erinnert Arvodo. —

»Seid unbesorgt, Herr,« ist die Antwort, »das Mitgenommene genügt für eine doppelt so weite Reise hin und zurück!« — Verschiedene Gegenstände, deren Gebrauch uns unbekannt ist, legt Upal in die Gondel, dann steigt er in diese und fordert Arvodo auf, das Gleiche zu thun. Es geschieht.

Beide setzen sich nieder, einige Griffe Upals und das obere Flügelrad fängt an, sich um seine Achse zu drehen, erst langsam, dann rasend schnell. Es ertönt ein leiser, tiefer, summender Ton, der allmählich an Höhe zunimmt, erzeugt durch die ungeheuer schnelle Drehung. Upal hat die Hand an einem Griff, der die Schnelligkeit der Umdrehungen reguliert, jetzt erhebt sich das Flugschiff leicht und sicher mit seinen Insassen und steigt in die klare Nachtluft. Der summende Ton ist ein gleichmässiger, die Geschwindigkeit daher geregelt. Upal setzt das Flügelrad an der Rückseite in Bewegung und nun nimmt das Luftschiff seinen Lauf seitwärts. Vorn an der Gondel befindet sich ein langer, beweglicher Metallvorsprung,

aussehend wie ein Schiffssteuer: es ist das Steuer der Maschine. Das Luftschiff wird durch das obere Flügelrad gehoben, durch das seitliche nach der gewünschten Richtung getrieben, alles mit unheimlicher Geschwindigkeit, wie an dem starken Luftzug zu merken, durch das Steuer, auf das der Widerstand der Luft wirkt, gelenkt. — Durch drei Umstände ist auf Mallona diese Erfindung möglich geworden. Die Atmosphäre ist erstens dichter und ruhiger, nicht so von Stürmen gepeitscht wie auf der Erde, infolgedessen tragfähiger; zweitens ist die treibende Kraft ein chemischer Stoff, der, ähnlich unserem Dynamit, kolossale Kraft nach einer Richtung ausüben kann, jedoch entzündet, diese nicht explosiv, sondern regelbar ausübt, so dass er dem denkbar stärksten Dampfdrucke ähnlich erscheint. Dieser Stoff wird zur Fortbewegung aller Wagen benutzt und auch zur Treibung der in den Wänden der Gondel verdeckten Maschinerie. Drittens verfügt man in Mallona über eine höchst feste, widerstandsfähige und leichte Metallmischung, die alle Eigenschaften des Stahles und Aluminiums im idealsten Masse in sich trägt, die notwendige gewaltige Kraftentwicklung der Flugräder daher zu leisten imstande ist. —

Es ist ein herrlicher Anblick für Arvodo, der, am Bug der Gondel sitzend, durch eine haubenartige Erhöhung der Gondelränder vor dem starken Luftzug geschützt, zum erstenmale leicht über die Berge, Wälder und Klüfte der erhabenen Gebirgswelt schwebt. Er ist auch keines Wortes mächtig, Upal ganz mit der Lenkung des Flugschiffes beschäftigt, so dass die von Arvodo während der Fahrt beabsichtigte Aussprache über verschiedene Dinge unterbleibt.

Die kühnen Männer schweben in solcher Höhe, dass das Auge der unten lebenden Bewohner sie am nächtlichen Himmel nicht entdecken kann, bald sehen sie auch bewohnte Stätten nicht mehr unter sich. Am Horizont rötet sich leicht der Himmel, die Kratergegend naht, das Ziel der Reise. — Upal steigt höher, gilt es doch, aus jeglichem Bereich der giftigen Dünste zu kommen, die von dort aufsteigen und jedes atmende Wesen töten müssten. Mit gespannter Aufmerksamkeit, gemässigten Fluges lässt Upal das Luftschiff dahingleiten. Unten zeigen sich die unergründlichen Tiefen erloschener Vulkane, starre Schlackenberge, erstarrte Lavamassen. Jene Gegend, in der die Sklaven des Königs arbeiten müssen, ist im weiten Bogen umflogen worden aus Vorsicht vor allzu aufmerksame Augen; jetzt muss dieser Bogen bis zu einem Halbkreis ausgedehnt werden, um den Krater zu finden, der in die Höhlen des Wirdu führt. —

Kurze Zeit und Upal hemmt die Bewegung der seitlichen Schraube, er zieht das vordere Steuer gänzlich ein, so dass es

sich an die Seite der Gondel legt. Das Flugschiff schwebt über einem fürchterlichen Kessel, dessen Tiefe schwarz entgegengähnt. Leise flüstert Upal: »Wir sind zur Stelle, dort ist der Eingang.« —

Arvodo blickt hinab, ihm schaudert, sein tapferes Herz schlägt schneller, als er den Schlund unter sich sieht. Fest presst er die Lippen aufeinander und sagt kurz: »Hinab, Allvater schütze uns!« Der summende Ton des Flugrades wird tiefer, als Upal den regulierenden Griff vorsichtig dreht, und langsam fällt das Flugschiff senkrecht der Krateröffnung zu. Der schauerliche Schlund scheint wie ein hungriges Untier mit offenem Rachen sich auf seine Opfer zu stürzen, die zerrissenen Felsen treten immer deutlicher hervor. Da flammt es taghell an den Seiten der Gondel auf, Upal hat die Hüllen der dort befestigten Mangafackeln entfernt und gleich einem Meteor versinkt das Flugschiff in die unergründlichen Tiefen des Kraters. (Fortsetzung folgt.)

Der Gesundheitshüter.

Die Furcht vor dem Erröten.

Keiner Veränderung des Gesichtsausdruckes wird eine so grosse Bedeutung beigemessen, wie dem Erröten. Man bringt es in einen unmittelbaren Zusammenhang mit seelischen Vorgängen, man gründet Anklagen und Verurteilungen darauf, kein Wunder also, dass sich das Erröten einer geringen Beliebtheit erfreut. Bei Kindern und Frauen mag es noch angehen. Kinder merken selten etwas davon, weil sie weniger gewohnt sind, sich selbst zu beobachten, und Frauen wissen in nicht seltenen Fällen, dass sie durch ein Erröten verschönt werden. Leicht errötende Männer dagegen sind in diesem Zustande meist sich selbst und anderen ein Greuel. Das sind ja alles triviale Beobachtungen des täglichen Lebens. Wenig bekannt aber dürfte es sein, dass die Furcht vor dem Erröten einen Grad erreichen kann, in dem es zu einem Gegenstande ärztlicher Behandlung werden muss. Sachverständige sprechen in dieser Beziehung von einer Ereuthophobie oder Erythrophobie. Der erstere Ausdruck ist richtiger, weil er nach der griechischen Bedeutung des angewandten Wortes auf das schamhafte Erröten hinweist, während der letztere nur eine Furcht vor der

roten Farbe kennzeichnet, die übrigens ebenfalls nicht ganz selten zu finden ist. In einem längeren Aufsatze, den Dr. Haskovec aus Prag in der »Wiener Klinischen Rundschau« veröffentlicht, ist nur von der Furcht vor dem Erröten die Rede, die darin so ausführlich abgehandelt wird, wie es mit Rücksicht auf diese sonderbare Erscheinung vielleicht noch niemals geschehen ist. Zunächst schildert der Prager Arzt darin einen von ihm selbst beobachteten Fall, der sich auf einen 21jährigen Studenten bezieht. Während er sich bis zum Beginn des mannbaren Alters völlig frisch und gesund gefühlt hatte, verfiel er etwa mit dem 17. Lebensjahre in eine eigentümliche Schwermut. Mit den Jahren trat dann jene eigenartige Erscheinung bei ihm auf. Er fühlte, wenn er auf der Strasse jemand begegnete, ein merkwürdiges Gefühl von Schüchternheit und Furcht vor dem Erröten, das in dem Betreffenden die Meinung erzeugen könnte, dass er sich schämte. Diese Vorstellung, die ihn sozusagen meuchlings zu befallen pflegte, war oftmals so stark, dass er aus einer belebten Strasse in eine stillere flüchtete. Konnte er eine Begegnung nicht vermeiden, so versuchte er angestrengt nach einer anderen Richtung zu sehen, dann aber überkam ihn die Empfindung, als ob er von der sich nähernden Person fixiert würde, er fühlte sich dadurch äusserst beunruhigt und vollführte krampfhafte Bewegungen der Gesichtsmuskeln, um die drohende Errötung zu verscheuchen. Er war sich seiner lächerlichen Lage wohl bewusst, ohne sie jedoch bezwingen zu können. Ein solcher Zustand hat bereits eine grosse Ähnlichkeit mit demjenigen, den die Fachleute als Obsession (Besessenheit) bezeichnen. Die Litteratur solcher Fälle ist nicht umfangreich, aber sehr interessant. Dr. Haskovec unterscheidet drei Arten von Erröten: Ein leichtes Erröten, das aus den verschiedenartigsten Gründen auftreten kann und spurlos wieder verschwindet; ein Erröten aus Erregung ohne beunruhigende Gefühle, wie es bei vielen Kranken zu finden ist, besonders bei hysterischen, nervösen oder bleichsüchtigen, auch bei gichtischen, tuberkulösen Menschen. Dann das eigentlich angstvolle Erröten, das als eine wirkliche Krankheit zu behandeln ist. Es ist auffallend und wichtig, dass das letztere bisher ausschliesslich bei Männern beobachtet worden ist, in deren Familien Nervosität, Tuberkulose oder Alkoholismus zu Hause waren. Die Veranlagung zum Erröten hatte sich erst mit Beginn des Jünglingsalters herausgestellt und schien nach der Verbreitung unter der Verwandtschaft eine erbliche zu sein. Das Erröten tritt stärker und häufiger bei feuchtem Wetter auf. Im strengen Winter und während der grössten Sommerhitze ist es weniger häufig. Manche damit behaftete Personen können an der Steigerung oder Milderung dieses Zustandes geradezu einen Witterungswechsel vorausempfinden. Morgens

fühlen sie sich im allgemeinen wohler als abends. Es ist erklärlich, dass sie eine Scheu vor der Teilnahme an geselligen Veranstaltungen besitzen. Das Erröten wird durch die geringsten Veranlassungen hervorgerufen, durch eine blosse Anrede, durch Gespräche über gewisse Dinge, namentlich aber durch kleine Verstösse gegen den guten Ton, ja, es tritt zuweilen sogar auf, wenn der Betreffende ganz allein ist und nur durch sich selbst an seine unglückliche Veranlagung erinnert wird. Vielfach sind besondere Begleiterscheinungen mit dem Erröten verbunden: Herzklopfen, Atembeschwerden, Blutandrang zum Kopfe, Sausen in den Ohren, Hämmern in den Schläfen, ein trüber, unsicherer Blick, Schwanken in den Knien, Zucken in den Gesichtsmuskeln. Die Folgen können sehr schwere sein. Oftmals nehmen solche Kranke ihre Zuflucht zum Alkohol, sie pudern sich und verlangen vom Arzte Blutegel und eine Behandlung durch Suggestion oder Hypnose. Die Heilung ist schwierig und langwierig. Von deutschen Forschern hat sich besonders Professor Eulenburg um die Erkenntnis dieses krankhaften Zustandes Verdienste erworben.

Rundschau aus allen Gebieten.

Okkultismus.

Vorherveröffentlichte Prognose der Seherin Ferriëm bezüglich der Katastrophe auf Martinique. Die furchtbare Katastrophe, von welcher die Antillen-Insel Martinique heimgesucht worden ist — durch die entfesselten Kräfte der Erde wurde am Himmelfahrtstage die Stadt St. Pierre und deren Umgebung, ein paradiesisch schöner Fleck Erde, vollständig verheert, wobei Tausende von Menschen auf die entsetzlichste Weise ihren Tod fanden —, ruft folgenden Ausspruch der Berliner Somnambule Ferriëm, welcher in der »Zeitschrift für Spiritismus« vom 24. Juni 1899 (No. 25), in der Schrift: »Die Seherin (de) Ferriëm«, Ausgabe 2, vom 20. September 1899 und in der »Spiritistischen Rundschau«, Berlin, Juli 1901, publiziert worden ist, lebhaft in Erinnerung:

»Berlin, 10. Mai (1899). Die Clairvoyante nicht im Trance: »In wenigen Jahren wird sich ein grosses Erdbeben ereignen. Es dürfte im Jahre 1902 sein. Ich habe es aus den Gestirnen berechnet. Ich könnte höchstens

um ein Jahr zurückgerechnet haben. Die Sache differiert zwischen drei und vier Jahren, aber vier Jahre werden nicht voll von jetzt an gezählt. Das Beben wird so furchtbar sein, dass selbst Kabel-Zerstörungen vorkommen werden.«

Die Voraussage wurde also genau drei Jahre vor der Katastrophe gegeben. Durch die Hervorhebung der Kabel-Zerstörungen wurde in der Prognose darauf hingewiesen, dass das schreckliche Ereignis sich, wie geschehen, am Meere abspielen würde. Infolge des den Eruptionen des Mont Pelée vorangegangenen und dieselben begleitenden starken Erdbebens zerrissen die Kabel, so dass die Verbindung zwischen Martinique und der Aussenwelt während der Katastrophe vollständig abgeschnitten war.*)

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, dass auch bereits verschiedene andere eingetroffene Prognosen beziehungsweise Visionsschilderungen des Mediums Ferriëm, betreffend Ereignisse von öffentlichem Interesse, wie: Die Freilassung von Dreyfus, als dieselbe noch nicht vorauszusehen war, der Verlauf des Burenkrieges, der Schiffsbrand im Hafen von New-York (mit näheren Bezeichnungen, Namenangabe etc.), das Kohlengruben-Unglück von Dux-Brüx (mit Nennung dieser Namen) und der Untergang (Strandung) der »Gneisenau«, vorherpubliziert worden waren. F. G.

Naturwissenschaft.

Die Heilkraft von Pflanzenblättern. Der Organismus einer Pflanze ist ebenso wie der eines Tieres nach einer erhaltenen Verletzung bestrebt, deren Gefahren abzuwenden und nach Möglichkeit eine Heilung oder Ergänzung des verwundeten Gliedes herbeizuführen. Es ist eine alltägliche Beobachtung, dass sich solche Heilvorgänge an den Stämmen von Bäumen, die durch Zufall oder Absicht eine Verletzung erfahren haben, vollziehen, neu aber ist eine sorgfältige Untersuchung, die der amerikanische Botaniker Wallace über die Heilkraft bei Pflanzenblättern angestellt und in der Zeitschrift Popular Science mitgeteilt hat. Es stellt sich die Frage, ob Blätter, die durch heftige Drehung ihrer Spitze oder auf andere Weise verletzt worden sind, mehr oder weniger erfolgreiche Versuche zu einer Ausheilung des Schadens machen. Das Blatt einer Pflanze ist ein Organ, das zur Einatmung, Ausatmung und zur Anähnlichung (Assimilation) der auf-

*) Eine weitere Meldung besagt: Der Kommandant des Kreuzers »Suchet« hat die Stadt und Umgegend durchforscht und berichtet, dass sich im nördlichen Teil der Insel grosse Spalten gebildet haben, dass das ganze Gelände sich in Bewegung befindet und dass sich plötzlich neue Thäler bilden.

genommenen Nahrungsstoffe bestimmt ist; es besitzt, wie jeder weiss, Adern und Rippen, die eine Säfteverteilung erzeugen, ebenso wie die Adern bei den Tieren. Längs des Blattrandes verläuft eine besondere Ader, die jene inneren Rippen und Adern an ihren äusseren Enden miteinander verbindet. In der That ist nun bemerkbar, dass an den verletzten Teilen eines Blattes ein Gewebe von frischem und gesundem Aussehen erscheint, dessen Entstehung nur einem Heilungsvorgange zugeschrieben werden kann. Wichtig aber ist die Frage, ob das Blatt auch neue Adern zu bilden vermag. Um diese Frage zu entscheiden, machte Wallace folgenden Versuch: Es wurde ein Blatt des Giftsumach wegen der besonderen Zähigkeit und Lebenskraft dieses Baumes ausgewählt, und dann ein Teil der Blattspitze abgedreht, ohne das Blatt von dem Stengel loszulösen. Dies geschah in der Weise, dass möglichst viel Adern des Blattes verletzt werden mussten. Zunächst stellte sich heraus, dass das Blatt die geringste Widerstandsfähigkeit gegen Verwundungen in einer Richtung parallel zu den Blattadern besitzt. Zehn Tage nach diesem im Sommer vorgenommenen Eingriffe betrachtete Wallace das Blatt unter einem Vergrösserungsglase. Es zeigte sich, dass sich an den Wundrändern Haare gebildet hatten, die längs der Adern am zahlreichsten waren. Daraus ging hervor, dass auch die heilende Kraft zunächst der Adern am stärksten war, da diese eben die Kanäle darstellen, in denen die Stoffe zur Wiederherstellung des Gewebes herangeführt werden. Nachdem noch eine Woche vergangen war, erschien der äusserste Blattrand verwelkt, während die Innenteile der verletzten Pflanze ein hellgrünes Aussehen zeigten, ein Beweis, dass sich ein neues Blattgrün gebildet hatte. Von einer Wiederherstellung der verletzten Adern selbst war nichts zu erkennen, aber es schien ein neuer Blattrand entstehen zu wollen, der durch die Entwicklung der frisch erzeugten Haare erkennbar gemacht wurde, während der übrige Teil der verletzten Blattspitze immer mehr verwelkte und schliesslich abfiel. Nachdem im ganzen 37 Tage vergangen waren, wurde das Blatt abgepflückt und unter ein Mikroskop angelegt. Eine Untersuchung ergab, dass ein sehr entschiedener Heilvorgang eingetreten war. Alle die zerrissenen Adern und kleineren Kanäle waren durch einen neuen Rand vereinigt worden, der sich längs des Wundrisses gebildet hatte, und längs dieses neuen Randes war auch eine neue Ader zur Verbindung der inneren Adern entstanden. Aus diesen Beobachtungen zieht der Forscher folgende Schlüsse: In den durch gewaltsame Eingriffe verletzten Blättern spielt sich ein deutlicher Heilvorgang ab. Es bildet sich eine neue Randader, während die nutzlos gewordenen Teile auf deren Aussenseite sterben und abfallen. Die Heilung zeigt sich am kräftigsten

in den Zellen des Blattes, die längs der grösseren Adern gelegen sind.

Fischfeindliche Pflanzen. In Irland ist man vor einigen Jahren einer eigentümlichen Art des Fischfanges auf die Spur gekommen, deren sich das dortige Landvolk bedient und wohl so lange weiterhin bedienen wird, bis die Behörden ein Verbot dagegen erlassen. Ein Naturforscher der Universität St. Andrews hat über die merkwürdigen Ergebnisse seiner Forschung an die Londoner Royal Society berichtet. In Irland wächst eine Art der Pflanzengattung Euphorbia, die die Eigenschaft besitzt, Fische zu töten. Wenn die Pflanze in kleine Stücke zerschnitten und, mit Steinen beschwert, auf den Grund eines Flusses gelegt wird, so giebt sie ihren Saft an das Wasser ab. Die so entstandene Lösung verteilt sich mit der Strömung längs des Grundes und tötet die Fische, die sie erreicht. Die Wirkung muss sehr stark sein, denn zuweilen verschaffen sich auf diesem Wege die Landleute mit einem einzigen Male 80 bis 100 Lachse, und in einem Sommer soll sich die Zahl der in einem kleinen irischen Bezirke auf diese Weise vergifteten und gefangenen Fische auf 500 bis 1000 belaufen haben. Nach den von Dr. Kyle angestellten Versuchen sind diese Angaben sicher nicht übertrieben, vielmehr tötet der Saft der Euphorbia die Fische ebenso schnell wie Sublimat.

Anthropologie.

Menschen der Eiszeit in Amerika. Über die Auffindung eines prähistorischen Skeletts, das nach dem Urteil der Gelehrten der Eiszeit anzugehören scheint, berichtet ein englisches Blatt. Das Skelett, das während der Ausgrabung zur Legung eines Tunnels gefunden wurde, soll jetzt den Sammlungen des Museums der Stadt Kansas einverleibt werden. Die besondere Schädelform und die geologische Umgebung, in der es gefunden wurde, hat die amerikanischen Gelehrten zu der Überzeugung geführt, dass das Skelett mehrere tausend Jahre alt ist und in die Eiszeit gehört. Damit wäre zum erstenmal ein sicherer Beweis von der Existenz des Menschen während der Eiszeit in Amerika erbracht. Der interessante Fund wurde auf der Farm von Thomas und M. Concannon gemacht. Die Farmer gruben einen Tunnel in einen grossen Hügel auf ihrer Farm und stiessen in einer Tiefe von 65 Fuss auf das Sklelett. Einer der Farmer trieb eine Spitzhacke durch den Schädel, um ihn von seinem steinigen Bett zu lösen, und dabei zerbrach er in sechs Stücke, die aber von dem Kurator des Museums in Kansas sorgsam wieder zusammengekittet worden sind. Der Schädel zeigt eine noch ganz unvollkommene Stirnbildung. Das Stirnbein tritt direkt über den Augen zurück.

Der Schädel ist sehr dick und stark und sein hinterer Teil ist breit und gut entwickelt, nach der Meinung der Phrenologen, ebenso wie die unentwickelte Stirn, ein Beweis eines noch abnorm tierischen Charakters. Die intakte Hirnschale, ein Teil des grossen Unterkiefers, ein Teil eines Oberschenkelbeins und mehrere andere Bruchstücke des Skeletts wurden gefunden. Danach muss dieser »Eismensch« eine beträchtliche Grösse gehabt haben. Der Kopf ist klein; die Augenhöhlen stehen dicht zusammen und erscheinen ungewöhnlich gross. Man fand die Knochen unordentlich durcheinandergeworfen. Sie lagen zum Teil in hartem, festem Untergrund eingebettet. Eine gründliche Untersuchung zeigte, dass die verschiedenen Schichten der Felsen und die »Wasserstandzeichen« niemals in senkrechter Richtung zerstört worden waren und dass auch keine seitlichen Eingriffe in den Hügel stattgefunden hatten. Das Skelett war also wahrscheinlich dort vor der grossen Fels- und Erdmasse, die sich darüber und in der Nähe befand, niedergelegt worden. Wäre in den Hügel hinein gegraben worden, um das Skelett zu bergen, so müssten Spuren davon zurückgeblieben sein. Die geologische Formation aber in dieser Tiefe trägt den Charakter der Eiszeit. Der Archäologe Long ist zu dem Schluss gekommen, dass das Skelett während der Eiszeit hier niedergelegt wurde. »Die grosse Tiefe,« sagt er, »schliesst jeden Gedanken an eine gewöhnliche Bestattung aus und die Schichtung der Erde über und unter dem Skelett zeigt, dass die Knochen dort lagerten. An dem Schädel haftet eine Art Steinbildung oder Cement, wie man sie gewöhnlich an den Knochen des Mastodons findet.«

Geologie.

Rätselsteine in der Wüste. Im Jahrbuch der Geologischen Reichsanstalt in Wien hat Dr. Abel einen Aufsatz über höchst sonderbare und schwer erklärliche Steinbildungen veröffentlicht, die er in dem zu Algier gehörigen Teil der Sahara beobachtet und gesammelt hat. Die fraglichen Steine zeigen auf der Oberfläche eine eigentümliche Skulptur von Furchen und Reifen, die mehr oder weniger nach dem Mittelpunkte hin zusammenlaufen, so dass sie die Gestalt eines Sterns bilden. Dem Forscher fiel alsbald die Ähnlichkeit dieser Steinzeichnung mit derjenigen auf, die von Dr. Suess, dem Sohn des berühmten österreichischen Geologen, an den sogenannten Moldaviten aus Böhmen beschrieben worden ist. Die Moldavite gehören zu den merkwürdigsten Gesteinen, die jemals der wissenschaftlichen Untersuchung unterlegen haben. Sie bestehen aus einer glasähnlichen Masse und sind von Dr. Suess auf einen meteorischen Ursprung zurückgeführt worden. Es war die Frage,

wie die Ähnlichkeit der Sternfiguren bei den Moldaviten und den Wüstensteinen der Sahara zu erklären wäre. Letztere haben gewöhnlich die abgeflachte Form einer Scheibe und tragen die beschriebene Zeichnung auf beiden Seiten. An den Rändern sind die Furchen sogar noch stärker ausgebildet. Es konnte kaum ein Zweifel daran bestehen, dass dort in der Sahara die Sandstürme für die Entstehung der Skulptur verantwortlich gemacht werden mussten. Es ist an zahllosen Beispielen nachgewiesen worden, wie der vom Wind getragene Sand das feste und lose Gestein abzuschleifen vermag. Im besonderen hat Dr. Abel die Entstehung der Sternfiguren bei den Steinen so erklärt, dass diese sich unter der Wirkung des Windes drehten, auch wohl vom Boden aufgehoben oder eine Strecke weit durch den Wind fortgeschoben worden wären. Immerhin muss es merkwürdig und noch rätselhaft erscheinen, wie gerade die mehr oder weniger regelmässige Figur eines Sterns durch natürliches Sandgebläse auf den Stein hervorgerufen werden sollte. Die Zeichnung der Moldavite müsste danach aus einer Zeit stammen, in der auch in Böhmen ein Wüstenklima herrschte.

Erfindungen.

Eine interessante Erfindung, welche berufen erscheint, die Aufmerksamkeit weiter Kreise zu erregen und im alltäglichen Leben eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen, wurde in der Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin am 1. Mai d. J. von der Fabrik elektrischer Uhren (Patent Möller) Moritz Rosenow, Ritterstrasse 87, in einer Ausstellung von Bureau-Uhren, Regulateuren und modernen Salon-Uhren vorgeführt und durch Herrn Ingenieur Schultz erläutert. Es handelt sich um die Lösung einer Aufgabe, die seit Jahrzehnten Fachleute und Laien gleichmässig interessiert hat und zum Gegenstande vielfacher, bisher vergeblicher Versuche gemacht worden ist. Wie bekannt, ist das in kurzen Intervallen von meistens nur einer Woche erforderliche Aufziehen der dem Gebrauch im Hause, im Contor oder ähnlichen Zwecken dienenden Uhren eine langweilige Beschäftigung, der man sich jedoch, wenn auch ungern, notgedrungen widmen muss. Ganz besonders umständlich ist das Aufziehen, wenn die Uhren, um gut sichtbar zu sein, hoch aufgehängt werden müssen.

Es ist daher erklärlich, dass vielfach das Bestreben hervortrat, Uhren mit selbstthätiger Aufziehvorrichtung zu versehen. Solche Uhren werden aber bisher von einer Centralstelle aus gestellt und meist auch angetrieben. Für den Hausgebrauch sind dieselben, abgesehen von dem sehr hohen Preise, nicht gut geeignet, schon um deswegen, weil sie das Verlegen

von elektrischen bezw. Druckwasserleitungen erfordern. Dass solche Leitungen unschön wirken und die ganze Sache ausserordentlich komplizieren, ist selbstverständlich. Es wird daher als ein erheblicher Fortschritt erachtet werden können, dass durch die neue Erfindung es gelungen ist, eine Uhr herzustellen, welche den gebräuchlichen Hausuhren äusserlich gleicht, keinerlei Zuleitungen bedarf und doch einen selbstthätigen Aufzug besitzt. Dieser wird von kleinen, im Uhrgehäuse untergebrachten Trockenelementen mit elektrischem Strom versehen. Zwei solcher Elemente reichen hin, die ausserordentlich genau funktionierende Uhr ununterbrochen während drei Jahre in Gang zu erhalten. Erst nach Ablauf dieser Zeit müssen die Elemente ausgewechselt werden, was ohne Mühe und mit sehr geringen Kosten durchführbar ist.

Allgemeine Anerkennung fand die Einfachheit der neuen Konstruktion und die Zuverlässigkeit, mit welcher der Stromschluss bei derselben durchgeführt wird. Als Vorzug wurde gerühmt, dass der selbstthätige elektrische Aufzug an jeder Form von Uhren angebracht werden kann.

Mit der alleinigen Fabrikation der neuen Uhr, welche in Deutschland und im Auslande patentiert ist, hat die Firma Moritz Rosenow, Berlin, begonnen. Der Fabrikant beabsichtigt, für jede Stadt eine Hauptniederlage zu errichten und die Detailpreise, die in allen Städten die gleichen sein sollen, selbst festzusetzen.

Vermöge der ausserordentlichen Zuverlässigkeit der neuen elektrischen Uhr ist dieselbe zur Einführung in die deutschen Kolonien und Tropenländer für zweckmässig befunden und wird in besonderer, hierfür geeigneter Ausstattung hergestellt.

Land und Leute.

Die steinere Frau von Wingen. Die neuerdings mit so lebhaftem Eifer betriebene Erschliessung Australiens hat auch die Kenntnis der Landesnatur wesentlich gefördert. Ein besonders reiches Feld für die Forschungen der Naturkundigen bietet das Gebiet des Staates Neu-Südwales. Die von Sidney nach Brisbane führende Eisenbahn durchschneidet zwischen den Orten Wingen und Scone ein Hügelland von malerischer Schönheit. Jedem, der sich dem Platze Wingen von Norden her nähert, muss eine einzigartige Merkwürdigkeit in der Bodengestaltung ins Auge fallen, die unter den Ansiedlern der Umgebung als »die steinere Frau von Wingen« berühmt ist. Der Vorsprung einer Bergkette endet hier über dem Thale mit einem 700 Fuss hohen Felsabsturz von ausserordentlicher Form. Von der Seite gesehen, nimmt nämlich der riesige graufarbige Felsklotz die Gestalt einer Frau an, die sitzend ihren Rücken gegen das Gebirge lehnt; ihr Haupt hebt sich deutlich über

die übrige Gesteinsmasse empor, während die Füsse in dem am Fusse des Abhanges wachsenden Gebüsch verborgen sind. Auf ihren Knien hält sie ein aufgeschlagenes Buch, in dem sie aber nicht liest; sie starrt vielmehr mit einem unveränderlichen Blick, den man zu fühlen wähnt, in das schöne Thal des Hunterflusses zu ihren Füssen hinab. Der ganze Koloss muss bis zum Scheitel eine Höhe von etwa 150 m erreichen. Danach würde das Riesenfräulein, könnte es sich von seinem Platze erheben, etwa 250 m gross sein. — In der Umgegend von Wingen ist übrigens auch der einzige »brennende Berg« zu finden, der in Australien vorkommt. Er erhebt sich zu einer Höhe von etwa 600 m und ist von der Stadt aus leicht erreichbar. Die Erscheinung ist nicht vulkanischen Ursprunges, sondern vermutlich auf ein ungeheures Kohlenlager zurückzuführen, das durch eine unerklärliche Veranlassung in Brand geraten ist.

Alpensport in Asien. Anfang März hat eine grosse Zahl hervorragender Bergsteiger Europa verlassen, welche nach »Petermanns Mitteilungen« nichts Geringeres planen, als eine Besteigung des höchsten Berges unseres Erdballes, des 8840 m hohen Mount Everest oder Gaurisankar; die Unternehmer sind die Engländer Crowley, Knowles und Eckenstein, welcher bereits an Sir Wm. Conways Gipfelbesteigungen und Gletscherforschungen im Karakoram-Himalaya teilgenommen hat, die Oesterreicher Dr. Pfannel und Dr. Wessely, sowie der Schweizer Dr. Jacot. Ende Mai soll der Aufbruch von Askole in Kaschmir erfolgen, wohin die schweizerischen Führer schon vorausgereist sind. Zunächst soll der 8620 m hohe Mount Godwin Austin in Karakoram bestiegen werden. Es ist nicht anzunehmen, dass schon bei dem ersten Versuche die Bezwingung dieser Bergriesen gelingen wird, da die Schwierigkeiten in Anbetracht der weiten Entfernungen, der spärlichen Bevölkerung und des Mangels an allen Hilfsmitteln, welche die Umgebung bieten könnte, ausserordentlich gross sind. Jedenfalls wird die Wissenschaft jeden Fortschritt dankbar begrüssen; es wird schon ein Triumph sein, wenn es der Expedition gelingt, den Fuss des Mount Everest zu erreichen und die Lage des Berges unzweifelhaft festzustellen, sowie die Streitfrage zu lösen, ob nicht ein noch höherer Gipfel an der Grenze zwischen Tibet und Nepal liegt, welcher bisher von Indien aus nicht gesichtet werden konnte. Der höchste Gipfel der Halbinsel Malakka, der in dem Staate Pahang gelegene Gunung Tahang, ist nach mehreren vergeblichen Versuchen von Mr. Waterstradt glücklich erstiegen worden. Seine Höhe nimmt er nur zu 7500—8000 Fuss (2300—2450 m) an, während sie bisher auf 10000 Fuss (3050 m) geschätzt wurde.

Über den Unsegen der Entwaldungen für die klimatischen und landeskulturellen Verhältnisse Innerrusslands — Wirkungen, die übrigens in mehr oder minder schroffer Form

bei allen übermässigen Abholzungen auftreten — berichtet der landwirtschaftliche Sachverständige an das Auswärtige Amt an dem Beispiele des Gouvernements Kursk. Hier verringerte sich von 1881 bis 1887 der Waldbestand von rund 405000 ha auf rund 367000 ha; die Wirkungen dieser Entwaldungen zeigen sich jetzt in der zunehmenden Dürre. Viele Bäche haben früher viel mehr Wasser gehabt als jetzt und es steht fest, dass zahlreiche Bäche, die jetzt im Sommer äusserst seicht sind oder völlig austrocknen, früher Mühlen getrieben haben. Nachgewiesenermassen ist auch der Grundwasserstand in Niederungen solcher Bäche gesunken. So wurde dem Sachverständigen im Kreise Ssudsha im Kirchspiele Borschtschen von älteren, durchaus glaubwürdigen Bauern versichert, dass damals das Dorf am Bache entlang etwa 60 Brunnen besessen habe, wo man mit ausgestrecktem Arme habe schöpfen können. Heute hat das Dorf nur fünf Brunnen und das Wasser befindet sich in ihnen zwei bis vier Meter unter der Erdoberfläche. Diese Senkung des Grundwasserstandes dürfte nicht allein daher rühren, dass der Wasserabfluss infolge der Entwaldung jetzt schneller, in zeitlich weniger ausgeglichenem Masse erfolgt, sondern deutet wohl auch auf eine Abnahme der atmosphärischen Niederschläge hin. Ein anderes Zeichen für die zunehmende Dürre wird darin erblickt, dass die an den alten Handelsstrassen neugepflanzten Weidenbäumchen trotz aller Bemühungen jetzt schwer gedeihen, wogegen es in früherer Zeit gelungen war, die Strasse mit ununterbrochenen Baumreihen zu versehen.

Ordensbekanntmachung.

1. Am 11. Mai 1902 fand in Dresden eine Versammlung oberer Grade statt, in welcher die Mitglieder des inneren Areopags für die Dauer von drei Jahren neu gewählt wurden.

2. Der Katalog des Teiles der Ordensbibliothek, welcher zur Benützung offen steht, ist vom Custosamt auf Verlangen erhältlich, derselbe enthält ca. 500 Nummern. Die weitere Ordensbibliothek, umfassend ca. 1000 Bände auf dem Gebiete der alten und neuen Arzneiwissenschaften, Alchemie, Okkultismus, Philosophie, Naturwissenschaften, steht den Mitgliedern für Studienzwecke unter besonderen Bedingungen von Fall zu Fall zu.

Das Custosamt.

Herausgeber und Redakteur Leopold Engel, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.